Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 8 Marburg i. H., den 22. Februar **1906**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Das Evangelium der Gottlosen — Rudolf Eucken. 1. Der Geist als Gegenstand der Philosophie; 2. Die noologische Methode — Moderne „positive" und „kritische" Behandlungen der biblischen Urgeschichte (Meinhold, Boehmer, Sellin) — Die Notlage unserer Privatdozenten — Die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich. Erste Hälfte — Verschiedenes: Professor Peabody; Karneval; Zur silbernen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares (Petrich, Schindler, Blau, Stuhrmann); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Das Evangelium der Gottlosen

Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, glaubet aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit. Röm. 4, 5.

„Das ist eine harte Rede, wer mag sie hören" — denn die Rechtfertigungslehre des Paulus ist für die Meisten, zumal in unserer Gegenwart, zur rätselhaften Hieroglyphe geworden. Wir wissen wohl, wie froh Luther an diesen und ähnlichen Paradoxien geworden ist, aber wir fühlen auch andererseits, wie schmal die Kante ist, auf der man sich damit bewegt, wie leicht und wie — seelengefährlich ein Abgleiten von ihr ist.

In sehr ansprechender Weise hat einmal Conrad Ferdinand Meyer das Problem veranschaulicht, wenn er in der „Versuchung des Peskara" den Kanzler Morone sich über die evangelische Heilslehre so aussprechen läßt:

> Der deutsche Mönch (Luther) ... schreit: Ihr habt es umsonst. Eure Schulden sind bezahlt. Glaubt es nur und sie sind nicht mehr! Solches aber zu glauben, braucht es eine große Tapferkeit, denn es ist unter dem Unglaublichen das Unglaublichste. Doch bringen es diese deutschen Köpfe fertig, so brauchen sie gar keine Pfaffheit mehr und sind in ihrer trotzigen Sicherheit uns Italienern gewaltig überlegen, die nur ungläubig sind oder abergläubisch.

Und Peskara selbst gibt eine Illustration dazu durch die Erzählung von zwei nach der Schlacht bei Pavia sterbenden Soldaten, von denen der eine, ein Spanier, „unter seinen Reliquien und in den Armen zweier Priester zitternd und bebend", der andere, ein Deutscher, „allein, doch voll Zuversicht und Freude" verschied, weil er „trotze und traue auf den reuigen Schächer."

Diese knappe Schilderung ist für den evangelischen Heilsglauben charakteristisch nach zwei Richtungen. Erstens ist darin ganz richtig hervorgehoben, daß es sich bei ihm um Tapferkeit, und Wagemut, sozusagen um einen Sprung handelt. Sodann aber — und dieses Merkmal steht in einer gewissen Spannung zum ersten — ist er mit Sicherheit und Gewißheit verbunden. Denn — dies ist das tiefere, nicht Jedem offenbare, Geheimnis — es ist nicht ein Sprung ins Dunkle, den der Glaube wagt, sondern auf den Felsengrund von Tatsachen. Der Mensch springt von dem Boden des Selbstvertrauens, der ihm unter den Füßen wankt und weicht, hinein in die Arme dessen, dessen Herz größer ist als unser Herz.

In dieses Geheimnis leuchtet mit besonders klarem, scharfem Licht hinein der paradoxe Spruch des Paulus. Der Glaube an den, der den Gottlosen rechtfertigt, wird zur Gerechtigkeit gerechnet. Es ist ein circulus, aber kein vitiosus. Es ist Klarheit, nicht mysteriöses Dunkel in dem Gedanken. Er fordert auch kein Opfer der Vernunft, sondern er entspricht der Logik der Tatsachen. Wer einmal soweit ist in der Selbsterkenntnis, daß er nicht mehr auf sein gutes Herz bauen und auf seine Werke trauen kann, sondern schlicht und ehrlich aus der Tiefe seufzen muß: Gott, sei mir Sünder gnädig, der gibt damit nur der Wahrheit die Ehre.

Oder, wäre damit zu viel gesagt? Ist ja doch das der erste und letzte Anstoß am Rechtfertigungsglauben, als ob er alle Menschen in einen Topf würfe: Alle gottlos! — Aber alle derartigen Bedenken und Mißverständnisse wiegt die eine Gegenfrage auf: Ist es einem Paulus ernst mit diesem Bekenntnis? Kannte er dieses Datum im inneren Leben: Gott macht den Gottlosen gerecht?

Ja wohl, aber unter uns kennen nur Wenige den Unterschied zwischen dem landläufigen Sündenbewußtsein und dem zarten, feinen der Gottesmenschen.

Dort herrscht der grobe Gesichtspunkt der Quantität: wie viel muß man verbrochen haben, um sich selbst verurteilen zu müssen? Hier entscheidet die Qualität: es genügt die Entdeckung, daß das Herz nicht — noch nicht oder nicht mehr — richtig zu Gott steht, um den tiefsten Schmerz auszulösen und darin die tiefste Wurzel alles Bösen zu erkennen: das Gott los sein.

Wo diese Wirklichkeit entdeckt und eingestanden ist, ist die Seele am tiefsten Punkt angekommen. Sie kann nicht weiter. Sie wagt den Sprung, sie muß ihn wagen, aber sie darf ihn auch wagen. Denn ihr begegnet die andere Wirklichkeit: der Gott, der den Gottlosen gerecht macht. Dort faßt sie Fuß und dahin verlegt sie ihren Schwerpunkt. Und das gibt dann eine Festigkeit und Gewißheit, von welcher der Nichts weiß, der sein Leben lang zwischen Gnade und Verdienst, göttlicher Hilfe und eigener Kraft hin und her laviert. Wird hier das Leben, das Heil, der Glaube selbst zur Wahrscheinlichkeitsrechnung, deren Operationen schwankend, deren Resultat ungewiß ist, so hat man dort den Grund gefunden, der unsern Anker ewig hält.

Denkt man diesen Zusammenhängen nach, so wird man für die Botschaft des Paulus, für das Palladium der evangelischen Heilslehre wieder recht dankbar, und froh des Evangeliums, das die Gottlosen gerecht macht.

Johannes Herzog

Rudolf Eucken

1. Der Geist als Gegenstand der Philosophie; 2. Die noologische Methode; 3. Die Kritik des Naturalismus und Intellektualismus; 4. Personales Geistesleben und Wirklichkeit; 5. Das religiöse Problem

1

Was der Geist ist, das ist völlig problematisch. Eine allgemein anerkannte Ueberzeugung von dem Wesen des Geistes ist in der Gegenwart nicht vorhanden, vielmehr besteht darüber

harter Streit. Dabei hängt von der Anschauung über den Geist die Entscheidung der wichtigsten Probleme ab. Je nachdem die Antwort auf die Frage nach dem Geiste ausfällt, wird sich das Leben ganz verschieden gestalten. Ist der Geist nur ein Nebenerzeugnis eines mechanischen Naturprozesses, dann muß das Leben sich ganz der äußern Wirklichkeit zuwenden und hier alle Aufgaben finden; ist er dagegen eine eigene überlegene Wirklichkeit, so wird das Leben als höchstes Ziel die volle Herausarbeitung dieser Wirklichkeit ergreifen müssen. Aber auch die Ueberzeugungen vom Wesen des All werden von hier aus bestimmt, ob es ungeistiger Art ist oder in sich eine geistige Tiefe birgt. Etwas so Problematisches wie der Geist läßt sich nicht wie ein äußerer Gegenstand der Natur für die Beobachtung aufweisen, sondern es ist eine verwickelte Arbeit nötig, um ihn aufzudecken. Ganz ungenügend würde es sein, den Geist nur im Bewußtsein des menschlichen Individuums aufzusuchen. Die Individuen sind ganz verschieden, und so müßte auch das Ergebnis völlig verschieden ausfallen, je nachdem ein hochentwickeltes oder ein tiefstehendes Individuum als Ausgang für die Forschung gewählt worden wäre. Auch der Durchschnitt der Individuen kann unmöglich als maßgebend angesehen werden, denn dann würde alles über den Durchschnitt Hinausgehende von vornherein aus der geistigen Wirklichkeit ausgeschieden werden, ohne daß ein Recht dazu erwiesen wäre. So muß der Geist in dem gemeinsamen Leben der Menschheit aufgesucht werden. Wenn es ein Geistesleben gibt, so muß es hier irgendwie zur Wirklichkeit und Darstellung gelangt sein. Damit vollzieht sich eine enge Verbindung zwischen der philosophischen Arbeit und der Geschichte. Wir kommen an den Gegenstand garnicht wirklich heran, wenn wir ihn nicht in der Geschichte der Menschheit aufsuchen. Freilich läßt sich auch aus der Geschichte nicht einfach eine Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Geistes ablesen, sondern aus dem zunächst ungeschiedenen und ungeklärten Bestande der Geschichte muß die Antwort erst herausgearbeitet werden. Aber es ist doch nun der Ort bestimmt, wo wir den Gegenstand anzutreffen hoffen dürfen.

Auf die Erforschung des Geisteslebens in diesem Sinne und in dieser Weise ist die Philosophie Rudolf Euckens gerichtet.

Das Ergebnis seines philosophischen Nachdenkens hat Eucken in einer Reihe bedeutender Schriften niedergelegt; es seien genannt: Die Grundbegriffe der Gegenwart (in dritter Auflage unter dem Titel: Die geistigen Strömungen der Gegenwart. Leipzig, Veit & Co. 8, gebunden 9 Mk.); Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und Tat der Menschheit (Ebenda. 9, gebunden 10 Mk.) nebst den dazu gehörigen, besonders erschienenen Prolegomena; Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt (Ebenda. 7,50, gebunden 9 Mk.); Der Wahrheitsgehalt der Religion, kürzlich in zweiter Auflage herausgekommen (Ebenda. 9, gebunden 10 Mk.); Gesammelte Aufsätze (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 4,20, gebunden 5,20 Mk.); Die Lebensanschauungen der großen Denker, die bereits in sechster Auflage vorliegen (Veit & Co. 10, gebunden 11 Mk.).

2

In der philosophischen Arbeit ist die Methode von ganz außerordentlicher Wichtigkeit. Cartesius beginnt seine Philosophie mit einem Traktat von der Methode, Spinoza will mit Hilfe der mathematischen Methode zu sichern Ergebnissen gelangen, Kants Philosophie ist nicht denkbar ohne die Ausbildung einer neuen — der transszendental-psychologischen — Methode, und heute wird der Philosophie die Anwendung naturwissenschaftlicher oder psychologischer Methode empfohlen. Auch für Eucken ist die Frage nach der rechten Methode von grundlegender Bedeutung. Von vornherein scheidet für ihn jene Methode aus, die an die Spitze irgend welche allgemeine, abstrakte Weltbegriffe stellt und aus ihnen nur mit Hilfe des Syllogismus die Wirklichkeit deduzieren will; die Zeit dieser kosmologischen Methode, wie sie kurz genannt werden mag, ist vorüber. Aber auch die psychologische Methode — so berechtigt sie selbstverständlich für bestimmte wissenschaftliche Zwecke ist — ist unzulänglich. Denn sie hält sich an das, was im Bewußtsein der Individuen vorliegt. Den hier vorhandenen Tatbestand sucht sie zu analysieren und auf das sorgfältigste aufzunehmen. Aber über das Wesen des Geistes vermag sie keine Auskunft zu geben. Die Bewußtseinsphänomene sind ihr Alles, sie zu überschreiten sieht sie keinen Anlaß. Von der rein psychologischen Methode aus ist eine sehr verschiedenartige Deutung der Bewußtseinsphänomene möglich, eine naturalistische wie eine idealistische.

Die Methode, die Eucken anwendet, ist nicht in jeder Beziehung etwas ganz Neues, sie stellt sich als eine Erweiterung und Fortbildung der Methode Kants dar.

Kant ging von einem eigentümlichen Tatbestande aus, von der Tatsache der Mathematik, der Naturwissenschaft. Es sei gleich hier angemerkt, daß es sich dabei um ganz eigenartige Tatsachen handelt, deren Wesen durchaus nicht vollständig beschrieben ist, wenn sie als Tatsachen des Bewußtseins bezeichnet werden. Denn in dem individuellen Bewußtsein stellen sie sich immer nur bruchstückweise dar, während sie zweifellos ein systematisches Ganze bilden. Kant fragt nun, wie diese Tatsachen möglich sind. Er verfolgt damit ihre Entstehung bis auf ihren Ursprung im Geiste. Die Kräfte, die sich dabei als notwendig herausstellen, gehören sicher zum Bestande des Geistes. So entdeckt Kant die apriorischen Formen der reinen Vernunft. Es hat sich bei diesem Verfahren herausgestellt, daß die geistige Wirklichkeit weiter reicht als das Individuum, aber auch als das Bewußtsein überhaupt. Die überindividuelle Art wurde schon oben klar an der Eigentümlichkeit der grundlegenden Tatsachen. Daß die geistige Wirklichkeit aber auch nicht in dem Bewußtsein überhaupt aufgeht, ergibt sich daraus, daß die apriorischen Formen lange vor ihrer Entdeckung durch Kant gewirkt haben. Die geistige Wirklichkeit ist also nicht in jedem Falle im Bewußtsein schon vorhanden, sondern oft erst in das Bewußtsein zu erheben. Eucken knüpft nun an dieses Verfahren Kants an, auch er geht von Tatbeständen eigentümlicher Art aus und sucht von hier aus die Kräfte des Geistes zu erschließen, die zu ihrer Hervorbringung nötig waren; auch seine Methode hat also reduktiven Charakter. Aber eine einfache Uebernahme der Methode Kants ist nun doch aus folgenden Gründen nicht möglich:

1. Die Grundlage, die Kant gewählt hat, ist nicht breit genug. Zweifellos gibt es mehr Produkte des Geistes als nur Mathematik und Naturwissenschaft. Auch das theoretische Vermögen des Geistes erschöpft sich nicht in mathematischen und naturwissenschaftlichen Leistungen. Auszugehen ist vielmehr von der Gesamtheit dessen, was an geistiger Produktion im gemeinsamen Leben der Menschheit vorliegt, wofür Eucken als zusammenfassenden Ausdruck das Wort Arbeitswelt wählt.

2. Zur Arbeitswelt gehört nicht nur, was die Wissenschaft hervorbringt, sondern ebenso sind die Leistungen von Kunst, Recht, Moral, Religion dahin zu rechnen. Demnach ist die scharfe Scheidung von theoretischer und praktischer Vernunft abzuweisen. Vor aller Besonderung, die gewiß nicht zu leugnen ist, steht doch die Einheit. Es muß aber ein unzutreffendes Bild des Geistes geben, wenn von vornherein z. B. das Denken auf Mathematik und Naturwissenschaft eingeschränkt wird und das ethische Handeln auf die Moral im engern Sinne, während in Wahrheit das Denken sowohl wie das ethische Handeln das Geistesleben durch alle Verzweigung begleiten. Für die Methode ist es darum wesentlich, Festlegungen und folgenschwere Entscheidungen, die gleich im Anfange getroffen werden, zu verhindern.

3. Kant war nur zu formalen Bestimmungen gelangt. Ohne Frage gehört aber zu allen geistigen Leistungen ein Sachgehalt. Das System der Mathematik und Naturwissenschaft ist bestimmt nicht ein Flechtwerk von bloßen Formen und Funktionen, sondern ein geordnetes Ganze voll reichen Inhalts. Auch die Sache gehört demnach zum Geist. Ja, es hat als Kennzeichen echter geistiger Bildung zu gelten, daß sie nicht nur eine Funktion, sondern auch einen Inhalt aufzuweisen hat, die sich gegenseitig durchdringen. Erst in der Vereinigung von Funktion und Sache, die von Eucken als Volltat bezeichnet wird, haben wir geistige Leistungen echter Art vor uns. Es

ist demnach die methodische Aufgabe, klar herauszustellen, ob eine innige Verbindung von Funktion und Sachleistung bei gewissen Tatbeständen vorliegt.

Für das reduktive Verfahren fordert demnach Eucken eine breitere Grundlage, eine größere Einheitlichkeit, eine stärkere Beachtung des Sachgehalts.

Aber mit dem reduktiven Verfahren allein ist nicht zum Ziel zu kommen. Denn es kann immer nur einzelne Züge im Bilde des Geistes aufzeigen, während nur ein Ganzes befriedigen kann, auch dient es oft mehr der Kritik als dem Gewinn positiver Resultate. Eine Forschung über das Geistesleben muß aber unfruchtbar sein, wenn sie sich nicht getraut, ein ausgeprägtes, geschlossenes Bild des Geistes zu entwerfen. Ist es nicht möglich, die einzelnen Züge, die etwa das reduktive Verfahren aufdeckt, zu einem Ganzen zusammenzuschließen, dann wird der Geist schwerlich eine eigenartige beachtenswerte Wirklichkeit darstellen. So muß, wenn die Untersuchung nicht vergeblich sein soll, ein zusammenfassendes, synthetisches Verfahren das reduktive ergänzen.

Freilich erheben sich nun hiergegen die schwersten Bedenken. Als ganz ungenügend muß es angesehen werden, mit Hilfe bloßer Reflektion die einzelnen Züge zu einem Gesamtbilde zusammenzusetzen. Eine wirkliche Einheit wird damit nicht erreicht, denn die Reflexion ist nun einmal im stande, ganz verschiedenartige Anordnungen zu treffen. Wenn nicht der Geist ein Ganzes selbst durch die Tat vertritt, so läßt sich mit aller Mühe ein Ganzes nicht herstellen. Dann aber scheint ein synthetisches Verfahren entweder unmöglich oder überflüssig: überflüssig, wenn der Geist unverkennbar als ein Ganzes wirkt, weil wir dann ja nicht erst zu suchen brauchen, sondern Alles bereits geleistet ist; unmöglich, wenn das nicht der Fall ist.

Aber es ist nun hierbei doch eine Möglichkeit nicht erwogen. Es ist denkbar, daß bereits Versuche vorhanden sind, durch die Tat einen Gesamtsinn des Geisteslebens zu vertreten, daß diese Versuche aber sich als unzulänglich erweisen, daß andrerseits eine neue Synthese sich bereits herausarbeitet, aber noch nicht voll sich durchzusetzen vermag. Dann könnte die philosophische Arbeit durch Kritik der vorhandenen Synthesen und Vorentwerfen eines neuen Gesamtbildes der neu aufstrebenden Synthese zu Hilfe kommen. Freilich könnte auch dann etwas Abschließendes nur durch den tatsächlichen Sieg des Neuen erreicht werden, aber deshalb brauchte die Vorarbeit nicht gering geachtet werden. — Nun finden sich in der Tat zwei umfassende Lebenssysteme vor, die beide eine bestimmte These in Bezug auf den Geist vertreten, der Naturalismus und der Intellektualismus. Wenn es nun keinem von beiden gelingt, den Platz allein zu behaupten und das andere zu verdrängen, so entsteht ein unerträglicher Widerspruch, und es erhebt sich die Notwendigkeit, in eingehender Kritik die Schranken der beiden Systeme aufzuweisen und zugleich zu einem neuen vorzudringen.

Dabei muß der Versuch gewagt werden, ein neues Ganze zu entwerfen, das an jeder Stelle einen bestimmten Sinn vertritt. Daß ein solcher Versuch mannigfachen Gefahren ausgesetzt ist, ist nicht zu verkennen, denn es findet sich im Anfange kein absolut festes Datum, von dem ausgegangen werden könnte. Aber die Geschichte der Philosophie hat auch gezeigt, daß es ein solches Datum überhaupt nicht gibt. Jede einzelne Tatsache kann einen andern Sinn annehmen, je nach der Beschaffenheit des Ganzen, dem sie eingefügt wird. Der kategorische Imperativ kann z. B. als Tatsache auch von einem empirisch-evolutionistischen System anerkannt werden, aber es wird ihn anders erklären und darum seine Bedeutung völlig verändern. Also muß das Streben darauf gerichtet sein, ein umfassendes Ganze zu gewinnen.

Der erste Entwurf ist dabei nicht mehr als ein Versuch, und es bleibt seine völlige Umbildung oder auch Verwerfung vorbehalten. Die nächste Aufgabe ist demnach, die Lebenssysteme des Naturalismus und Intellektualismus einer sachlichen Kritik zu unterwerfen, mit Hilfe der reduktiven Methode zu prüfen, ob sie nicht für ihr eigenes Entstehen und Bestehen andersartige Kräfte brauchen, als sie gelten lassen, und nachzusehen, ob nicht die Ergebnisse der Kritik Anhaltspunkte für ein synthetisches Verfahren ergeben, zu einem neuen Lebenssystem zu gelangen.

Dem reduktiven wie dem synthetischen Verfahren ist gemeinsam, daß sie den Befund des unmittelbaren Bewußtseins nicht als abschließende Wirklichkeit gelten lassen. Das reduktive Verfahren will von dem im Bewußtsein Vorliegenden zu den begründenden Kräften erst vordringen, das synthetische kann die das unmittelbare Bewußtsein einnehmende Wirklichkeit nicht als letzte Instanz anerkennen, weil es das Recht einer neuen aufstrebenden Wirklichkeit verficht. So vollziehen beide eine Ablösung von dem unmittelbaren Bewußtsein und vertreten damit die Behauptung, daß es möglich sein muß, die geistige Wirklichkeit in ihren eigenen Zusammenhängen zu entwickeln.

Auch damit ist nicht etwas absolut Neues aufgestellt. Denn schon immer wurde in der Wissenschaft zwischen der Beschreibung des tatsächlichen Vorstellens und Handelns einerseits, der Logik und Ethik andrerseits unterschieden. Logik und Ethik haben nicht zu ihrem Vorwurf das tatsächliche Denken und Handeln, sondern ein ideales, und vollziehen damit eine Ablösung von dem im unmittelbaren Bewußtsein Gegebenen, sie behaupten eine geistige Wirklichkeit gegenüber der psychischen. Eucken erweitert nun das Verfahren, das Logik und Ethik auf begrenztem Gebiet üben, und will es über das gesamte Geistesleben ausdehnen. Weil er es mit dem Geist, dem νοῦς, und nicht mit der Seele, der ψυχή, zu tun hat, wählt er den Ausdruck noologische Methode im Gegensatz zur psychologischen.

Paul Kalweit

Moderne „positive" und „kritische" Behandlungen der biblischen Urgeschichte

Die biblische Urgeschichte. 1. Mose 1—12. Von Professor D. J. Meinhold. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag 1904. 2,60 Mk.

Das erste Buch Mose, ausgelegt für Bibelfreunde. Von Pfarrer Lic. Dr. J. Boehmer. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1905. 5, geb. 6 Mk.

Die biblische Urgeschichte. Von Professor D. theol. et phil. E. Sellin. Die Biblischen Zeit- und Streitfragen zur Aufklärung der Gebildeten. Herausgegeben von Boehmer und Kropatscheck. 1. Serie, 11. Heft. Gr.-Lichterfelde-Berlin, Edwin Runge 1905. 50 Pfg.

1

In Nr. 30 der Christlichen Welt 1905 hat der Unterzeichnete die beiden Hefte der „Zeit- und Streitfragen" und der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher", die über Hiob handeln, mit einander verglichen, um an diesem Beispiel zu zeigen, daß der „breite Graben", der nach der Behauptung der „positiven" Kirchenzeitungen die kritische und die konservative Bibelforschung von einander trennen soll, in Wirklichkeit nicht existiert, sondern daß es sich dabei, wenn es hoch kommt, nur um Nüancen handelt. Man konnte vielleicht erwidern, daß Hiob kein geeignetes Material zu solcher Vergleichung liefere, und daß die beiden Richtungen, wenn sie auch bei einem theologisch so indifferenten Gegenstand zusammentreffen, in andern Fragen um so schärfer wider einander streiten. Darum sei es erlaubt, noch einmal eine solche Vergleichung anzustellen. Dies Mal aber auf einem Gebiet, das von jeher zu den allerschwierigsten in der Bibel gehört hat, der biblischen Urgeschichte.

Mit anerkennenswerter Offenheit sprechen sich die beiden „positiven" Schriftsteller, Sellin und Boehmer, über die einschlägigen Fragen aus. In der Pentateuchkritik unterscheiden sie sich von den im kritischen Lager allgemein anerkannten Resultaten überhaupt nicht. Auch für sie ist es eine ausgemachte Sache, daß das ganze Werk nicht von Moses stammt, sondern von mehreren Verfassern herrührt. Sie nehmen dieselben Quellen an und bestimmen ihren Umfang ebenso wie die „Kritiker". Auch die Chronologie der Quellen unterscheidet sie nicht: J, so hören wir bei beiden, ist die ältere, P die jüngere Quelle: das ist gegenwärtig die allgemeine Meinung, die durch Wellhausen zum Siege gebracht worden ist. — Ebenso machen

sie in der Sachkritik nicht viel Umschweife. Die Urgeschichte, heißt es bei Sellin, enthält keine Geschichte, sondern Mythen und Sagen; „volkstümliche Erzählungen“ nennt Boehmer die Erzählungen der Genesis, und stellt fest, daß sie sich in keiner Weise als solche geben, die als Geschichtsurkunden gewertet sein wollen. Ausdrücklich lehnen Beide die Annahme einer „Uroffenbarung“ dieser Stoffe ab. „Es ist einer der verhängnisvollsten Irrtümer in der Geschichte der Kirche gewesen, daß man geglaubt hat, der wissenschaftlichen Forschung auf diesen Gebieten sei durch die biblische Urgeschichte präjudiziert“ (Sellin). Alles das sind, wie jeder Kundige weiß, eben die Sätze, die von den „kritischen“ Forschern und natürlich auch von Meinhold vertreten werden. So sind also diese beiden Schriften interessante Dokumente dafür, wie stark die konservativen Bibelforscher der Gegenwart von kritischem Geist ergriffen, und wie nahe sie uns in Methode und Resultaten gekommen sind. Um so bedeutsamer aber erscheint uns diese Anerkennung der kritischen Resultate durch die „Konservativen“, als sie nicht mehr, wie es ja schon seit einiger Zeit geschehen ist, in der Verborgenheit rein wissenschaftlicher Werke geschieht, sondern in populären Schriften in aller Oeffentlichkeit auftritt. Bemerkenswert ist zugleich, daß es nicht ein einzelner „positiver“ Gelehrter ist, der so die kritischen Resultate übernimmt, sondern daß es zwei, von einander jedenfalls ganz unabhängige Männer sind, die hierin übereinstimmen; so daß wir also das Recht haben, von einer ganzen Richtung unter den „Positiven“ zu sprechen, die jetzt bereit ist, von der „Kritik“ zu lernen. Hat doch selbst Hofprediger Stoecker*) vor kurzem öffentlich ausgesprochen, daß die biblische Vorgeschichte Sagenhaftes enthalte, und daß es jetzt an der Zeit sei, dies der gläubigen Christenheit offen zu sagen. Freilich hören wir neuerdings zugleich von einem zweiten „positiven“ Unternehmen, das den „Zeit- und Streitfragen“ an die Seite treten und im Gegensatz dazu die wahrhaft „positiven“ Gedanken aussprechen soll. Wenn also gegenwärtig auch innerhalb der „positiven“ Parteien die Meinungen sich noch vielfach scharf gegenüberstehen und die „kritisch“ Gerichteten unter ihnen bei ihren Parteifreunden zuweilen einen schweren Stand haben mögen, so dürfen wir es doch als eine sehr beachtenswerte Erscheinung ansehen, daß solche Anschauungen jetzt auch dort eine Stätte finden. Denn wie lange hat sich die Richtung, die sich mit dem Ehrennamen der „positiven“ schmückt, gegen diese Resultate gewendet! Wie hat sie die Quellenkritik des Pentateuch als baren Unglauben bekämpft! Wie hat sie gegen Wellhausen geeifert! Mit gemischten Empfindungen blicken wir, um mit Sellin zu sprechen, auf diesen „Sieg der Wahrheit“. Wir hoffen, daß es unseren konservativen Freunden gelingen werde, auch noch weitere Folgerungen zu ziehen: wenn jetzt z. B. Sellin und Boehmer der Religionsgeschichte im Alten Testament Tür und Tor öffnen, so ist zu hoffen, daß das über Jahr und Tag auch im Neuen Testament und nicht nur in der unkritischen und apologetisierenden Weise von A. Jeremias geschehen werde. Aber mit Jammer und Herzeleid fragen wir: war es wirklich notwendig, daß sich die „kirchliche“ Richtung so lange gegen die jetzt endlich doch von den weiter Blickenden erkannte Wahrheit gesträubt hat? Sollten Männer wie Stoecker, die diese neueste Entwicklung vollzogen haben, nicht ein Gefühl dafür haben, daß ihre Parteigenossen „kritischen“ Forschern, wie z. B. Kautzsch, Jahrzehnte lang schweres Unrecht getan haben und vielfach noch jetzt tun? Sollten sie nicht den Einfluß auf ihre Partei ausüben, daß wenigstens jetzt der unwürdige Ton der Polemik, der in einigen Kirchenzeitungen sein Wesen treibt, endlich verschwinde? Eitle Hoffnungen! Parteien, zumal kirchliche, auch wenn sie aufs Haupt geschlagen sind, tun niemals Buße! Im Gegenteil, wir müssen es erleben, daß gerade jetzt, da die „konservative“ Wissenschaft einen guten Teil der Ergebnisse der Kritik in immer steigendem Maße übernimmt, die kirchlich-konservative Partei sich zu einem Massensturm gegen die „ungläubige Wissenschaft“ rüstet!

Eine Bitte, ja eine Forderung aber haben wir an die „kritischer“ Gerichteten unter den „Positiven“. Mit Befremden haben wir neuerdings gelesen, daß Professor Kropatscheck, einer der Herausgeber der „Zeit- und Streitfragen“, das Wort von dem nur „gradweisen Unterschied“ von Rechts und Links, das nach den vorgelegten Proben doch für die alttestamentliche Forschung ganz unzweifelhaft zu Recht besteht, als ein „albernes Gerede“ bezeichnet hat.**) Wir aber verlangen um der Wahrheit willen von unsern wissenschaftlichen Freunden, die sich zur „positiven“ Partei zählen, daß sie ihre mehr oder weniger nahe Stellung zu uns nicht verschweigen oder verschleiern, sondern ihren Lesern in aller Offenheit darüber Aufschluß geben; wobei sie ja auch die etwaigen Unterschiede aufs kräftigste hervorkehren können.

Oder darf man etwa sagen, daß die „kirchlichen“ Forscher die den „Kritikern“ entlehnten Resultate mit neuem Geiste erfüllt haben? Auch das ist nur sehr teilweise der Fall. Den grundsätzlichen Betrachtungen, wie sie etwa Sellin und nicht viel anders Boehmer vorträgt, stimmen wir in weitem Umfange bei. Auch wir sind z. B. überzeugt, daß die Erzählungen der biblischen Urgeschichte, soweit sie aus der Fremde, speziell aus Babylonien stammen, in Israel entscheidend verändert und dort mit dem Geist einer höheren Religion erfüllt worden sind, so daß wir ein Recht haben, von der Offenbarung Gottes in ihnen zu sprechen; nicht als ob diese Traditionsstoffe selber offenbart seien, nicht als ob Alles in ihnen Offenbarung sei, wohl aber gewisse Grundgedanken, deren Träger sie in Israel geworden sind, während allerdings Anderes in der Genesis mehr oder weniger zurückgeblieben ist. Auch wir sind der Meinung, daß die beiden Begriffe „Offenbarung“ und „Geschichte“ sich nicht ausschließen, sondern als eine Einheit gedacht werden müssen: die Offenbarung ist nicht widergeschichtlich oder außergeschichtlich, sondern vollzieht sich innerhalb der Geschichte des Geistes. Der Leser kann sich von dieser unserer Stellung überzeugen, wenn er in der Christlichen Welt Jahrgang 1903 Nr. 6 meinen Artikel über „Babylonische und biblische Urgeschichte“ oder meinen Aufsatz „Das Alte Testament im Lichte der modernen Forschung“ in den „Beiträgen zur Weiterentwicklung der christlichen Religion“ nachschlägt. Sicherlich finden sich zwischen Sellins und unserer Auffassung auch gewisse feine Unterschiede. Aber wer mag darüber die Uebereinstimmung im Großen übersehen?! Soll es nun für immer dabei bleiben, daß man auf „konservativer“ Seite als „Unglauben“ immer diejenige Stellung brandmarkt, die man derweilen noch nicht einnimmt, die man aber vielleicht in 30 oder 50 Jahren selber auch einnehmen wird?

2

Von den drei Publikationen ist die Meinholds wissenschaftlich bei weitem die wertvollste; er unterschätzt die Bedeutung seiner Arbeit, wenn er meint, der Forscher werde sie nur durchblättern; vielmehr finden sich darin neben vielerlei Bekanntem auch manche selbständige Bemerkungen, mit denen sich auseinanderzusetzen bei der nüchternen, ernsthaften Art des Schriftstellers eine Freude ist. Dagegen zweifeln wir, ob das Buch für Laien recht geeignet ist: es hat etwas Trockenes und Schleppendes; triviale Wendungen sind nicht immer vermieden; weitläufige Exkurse ziehen manchmal vom Text mehr ab, als daß sie ihn beleuchten; die Lektüre wird nicht selten erschwert durch undurchsichtigen Gedankenaufbau; immer wieder fällt mir bei modernen Büchern auf, wie sehr sie durch die leidige Art, Partikeln zu sparen und ganz kleine Sätze asyndetisch neben einander zu stellen, dem Leser das Verständnis erschweren. Die Auffassung, daß die Erzählungen der Genesis auf mündlicher Tradition beruhen, erkennt er prinzipiell an, fällt aber, wie mir scheint, zuweilen noch in die alte Anschauung, wonach die Geschichten wesentlich von den Verfassern der Sagenbücher herrühren, zurück. — Wer ernste Gedankenarbeit nicht scheut und sich in eine etwas knorrige Diktion finden kann, wird bei Meinhold auf seine Rechnung kommen. Auf die Frage, wie weit diese Geschichten der gegenwärtigen Gemeinde nahe gebracht werden können, läßt sich Meinhold nicht ein, sondern begnügt sich, ihren historischen Sinn darzustellen.

*) „Reformation“ Nov. 1903, Litterarische Beilage II Nr. 11, S. 85.

**) Reichsbote 1905, Nr. 284.

Stilistisch gewandter ist Sellin, dem ein viel kleinerer Raum zu Gebote stand, und der neben die streng wissenschaftlichen Betrachtungen eine religiöse Würdigung der Stoffe stellt. Daß die letztere etwas wortreich und salbungsvoll ausgefallen ist, ist nicht zu verwundern: dergleichen müssen wir bei unsern konservativen Freunden nun einmal in den Kauf nehmen. Uns würde solche religiöse Betrachtung wirksamer erscheinen, wenn sie sich mit wenigen kräftigen Worten begnügt hätte. Professor Kropatscheck schreibt in seinem oben erwähnten Artikel, daß die „Biblischen Zeit- und Streitfragen" „eigene Forschungen" der Mitarbeiter enthalten sollen; dies Prädikat kann das Sellinsche Heft freilich nur in sehr beschränktem Maße beanspruchen. Doch findet sich in den Einzelausführungen die eine oder andere Bemerkung, von der man lernen kann. Mit Vergnügen sehen wir z. B., wie er die letzten Sammler und ihre religiösen Grundgedanken, die gewöhnlich und auch in dem Kommentar des Unterzeichneten zur Genesis zu kurz gekommen sind, zu würdigen weiß. Uebrigens steht Sellin den in meinem Genesiskommentar vorgetragenen Ausführungen nicht nur in einzelnen Resultaten, sondern vor allem in der Gesamtauffassung und der Art der Argumentation nahe*); näher als Meinhold bei dem hier und da der Wortlaut meines Kommentars nachklingt.

Boehmer bietet wissenschaftlich wenig Bemerkenswertes, sondern schließt sich darin eng an seine Vorgänger an. Das Bildungsniveau seiner Leser hat er sich ziemlich tief gedacht; er streift manchmal den Biederton des „Christlichen Volkskalenders": „die großgedruckten Stellen in der Heiligen Schrift," so lesen wir bei ihm, „zumal Alten Testaments, genügen zur Seligkeit: so hat man wohl gesagt, und es ist viel Wahres dran." Bei der Bethelgeschichte zitiert er ein Gedicht, das uns nicht kindlich, sondern kindisch erscheint:

Jakob auf der Reise
Suchte einen Stein,
Schlief auf sanfte Weise
Darauf ruhig ein.

Er bemüht sich eifrig, seinem Publikum den Stoff und die kritischen Resultate mundgerecht zu machen: er gibt, um die Uebersicht nicht zu erschweren, nicht allzuviel Material, teilt jedes Stück in kleine Abschnitte, die er mit Ueberschriften versieht. Also inhaltlich und formell so populär wie möglich. Aber doch müssen wir sagen: ist es wirklich richtig, daß man Menschen dieser Bildungsstufe, wie sie Boehmer als seine Leser voraussetzt, in den historischen Sinn der Genesis einführt? Sollte es nicht als Regel gelten, daß historische Untersuchungen über die Bibel nur denjenigen gegeben werden dürfen, die auch auf anderen Gebieten Historisches treiben und verstehen? Denn, wer nicht die volle Strenge der Geschichte ertragen kann, für den ist die historische Theologie nicht da. Wo aber die edle und reine Wissenschaft sich zu den Ungebildeten und Halbgebildeten herniederlassen soll, da wird sie unrein und mißtönig. So fehlt es bei Boehmer, der doch anderseits ein offenes Wort nicht scheut, auch nicht an mehr oder weniger verlegenen Umdeutungen, an Ausflüchten und Abschwächungen, Eintragungen und Hinzufügungen. Alle die Nöte, in denen sich diese Auslegung befindet und aus denen Boehmer trotz vieler frommer Worte — und wie vieler! es ist ein wahres Sturzbad von Erbaulichkeit! — keinen klaren Ausweg findet, sind dadurch veranlaßt, daß er den historischen Sinn aufsuchen will, den er, was aller Ehren wert ist, von dem der neutestamentlichen Schriftauslegung bewußt unterscheidet, daß er aber zugleich diesen historischen Sinn zur Erbauung der christlichen Gemeinde verwenden will. Nun leugnet Niemand, daß manche Stücke der Genesis wohl geeignet sind, unserer Gemeinde zur Erbauung zu dienen. Andere aber, wenigstens wenn man sie historisch versteht, nicht. Man denke nur an Lots Töchter, Tamars Notehe, Jakobs Betrügereien, Abraham in Aegypten und so manches Andere. Bei einigen dieser Geschichten sieht Boehmer das selber ein; aber bei andern quält er dem Texte irgend eine Erbaulichkeit an. So versteht er die merkwürdige Sage von Jakobs Kampf mit dem Gott zu Penuel ganz richtig von einem Ringkampf, weist dann aber die Allegorese dieser Geschichte auf einen Gebetskampf nicht klar ab, sondern zitiert darüber sogar die Worte Joh. 5, 39: „Die Schrift ists, die von Christus zeugt." „Geheimnisvoll, das tiefste Geheimnis, das es geben mag, ist die Begegnung der Seele mit Gott, das innerliche, innige Berühren unserer kleinen Persönlichkeit mit der allumfassenden Persönlichkeit zu allen Zeiten, ob es in den Formen graufter Vorzeit, — ob es in Christo Jesu geschieht." Aber in der Penuelgeschichte ist der kämpfende Gott durchaus nicht „die allumfassende Persönlichkeit"; wie könnte Jakob sonst mit ihm, Leib gegen Leib, ringen? Vielmehr, wenn man einmal den wirklichen Sinn dieser uralten Sage erkannt hat, so ist es eine Entweihung des Heiligen, mit diesem leiblichen Ringen die Berührung der Seele mit Gott auch nur zu vergleichen. Beim Gastmahl Abrahams kommt er zum Schluß auf das Abendmahl zu sprechen; und wenn Gott sich der Lea annimmt und ihr Söhne schenkt, erinnert er an den Sünder-Heiland; auch die Geschichte von den Töchtern Lots ist ihren Platz in der Bibel wert; selbst in dem „gottverlassenen" Abschnitt des Stammbaums Kains sollen ernste Gottesgedanken wohnen; die sehr derbe Tamargeschichte ist nach Boehmer, recht verstanden, eine Bußpredigt über das sechste Gebot; eine Stelle, die „ihren Glanz bis in die Gegenwart hinein in Herz und Haus leuchten läßt", ist ihm auch die Namennennung Noahs, der, auch nach Boehmer, „Trostbringer" heißt, weil er den Wein zuerst gepflanzt hat. „Und seitdem der Herr auf der Hochzeit zu Kana den Wein in so reichem Maße gespendet hat, dürfen wir Christen uns als berechtigt erachten, den Wein ebenso anzusehen, wenn wir ihn . . . mit Danksagung genießen." Was für ein Biblizismus! Als ob wir Christen, wenn diese Geschichte nicht in der Bibel stände, Wein zu trinken kein Recht hätten! Während Boehmer so einerseits das Alttestamentliche durch neutestamentliche Eintragungen viel zu hoch hebt, tut er ihm an anderen Stellen bitter unrecht, indem er altisraelitische Geschichten, die ganz anderen Maßstab verlangen, mit schonungsloser Offenheit nach modernen neutestamentlichen Idealen richtet und veruteilt; da fallen dann Ausdrücke wie „fast Gotteslästerung", „scheußliche Maske", „schlaue Berechnung", „verruchte Heuchelei", „fürchterliche Freveltat" usw. So steht Idealisierung und herbe Verurteilung neben einander. Und der Grund dafür ist, daß Boehmer trotz aller seiner Bemühungen und aller richtigen Ansätze nicht zu einer wahrhaft historischen Betrachtung durchgedrungen ist.

Alle die drei genannten Verfasser deuten an einigen Stellen an, daß der größte Teil ihrer Behauptungen nicht von ihnen stammt, sondern die reife Frucht der bisherigen wissenschaftlichen Exegese ist. Meinhold und Boehmer nennen einige Namen, darunter auch den Unterzeichneten; Sellin nennt Niemanden. Im Text befolgen sie sämtlich die Regel, nicht zu zitieren, ein Verfahren, das in der letzten Zeit, und nicht nur in der populären Litteratur, aufgekommen ist, das wir aber nicht zu billigen vermögen; wir benutzen diese Gelegenheit, hierüber öffentlich zu sprechen. Es interessiert, so denken wir, auch den Laien, zu erfahren, von wem und wann wichtigere Ergebnisse, Gesamtbetrachtungen oder Forschungsmethoden zuerst gefunden worden sind; und besonders, wenn man sich irgendwie in engerer Weise an einen Forscher anschließt, oder wenn man gar den Wortlaut eines Buches aufnimmt, erscheint Namennennung an den betreffenden Stellen unerläßlich. Als eine besondere Ehrenpflicht sollten es die „konservativen" Schriftsteller betrachten, diejenigen „Kritiker" zu nennen, denen sie Dank schulden; denn die Gegner pflegen, das kann ich sie aus eigener Erfahrung versichern, den Namen nicht zu verschweigen. Ein besonders enges Band verbindet mich mit Herrn Pfarrer Lic. Dr. Boehmer. Es muß eine geheime präftabilierte Harmonie zwischen uns bestehen, von der ich, wie ich allerdings gestehen muß, bisher noch Nichts gewußt habe; in einem großen Teil des wissenschaftlichen Stoffes stimme ich mit ihm, nicht nur in den Resultaten (von denen er natürlich zuweilen auch abweicht), sondern oft auch in der Reihenfolge der Bemerkungen

*) Vgl. auch den Artikel von Hans Schmidt in der Preußischen Kirchenzeitung 1905, Nr. 2, S. 22.

überein, vielfach treffen wir auch in den Ausdrücken zusammen; ja ganze Sätze, nur wenig verändert, finde ich in meinem Kommentar wieder. Der Beispiele könnte ich sehr viele beibringen. Meinen Namen nennt er im Vorwort neben Anderen; er scheint sich also der wunderbaren Uebereinstimmung, in der er sich gerade mit mir befindet, nicht bewußt geworden zu sein. Denn daß er auch den anderen von ihm Genannten ebenso kongenial ist, möchte ich doch nicht glauben. Eine merkwürdige Schriftstellerei! — Doch wollen wir ihm die mannhaften Worte, die er für das Recht der Bibelforschung gesprochen hat, nicht vergessen.

Hermann Gunkel

Die Notlage unserer Privatdozenten

Die traurige Lage vieler unserer Privatdozenten zieht die Aufmerksamkeit je länger je mehr auf sich. Schon viele Jahre hat diese Angelegenheit dem Unterzeichneten, der selbst mehrere Jahre lang Privatdozent gewesen ist und daher zu ermessen weiß, wie es einem solchen ums Herze ist, auf der Seele gebrannt; wie sehr hätte ich gewünscht, daß Andere, deren Namen weiter klingen als der meinige, sich in dieser Sache zum Wort gemeldet hätten; da es aber Niemand tut, fühle ich mich in meinem Gewissen gedrungen, zu reden. Niemandem zu Leide, aber Vielen zu Liebe!

Zunächst muß man einem größeren Publikum, das Universitätssachen nur aus der Ferne beobachtet, sagen, was ein theologischer Privatdozent ist. Man wird es, nachdem man vorher an einer theologischen Fakultät durch eine wissenschaftliche Arbeit und ein natürlich nicht leichtes Examen den Lizentiatengrad erworben hat; an einigen Fakultäten, z. B. der Berliner, ist dann noch eine weitere wissenschaftliche Arbeit erforderlich. Die meisten theologischen Privatdozenten haben vorher das erste der theologischen Examina oder alle beide bestanden und sind manchmal auch noch zum Dr. der Philosophischen Fakultät promoviert worden. Man beginnt die Laufbahn demnach verhältnismäßig spät, gewöhnlich in der zweiten Hälfte der zwanziger Lebensjahre. Der Privatdozent hat das Recht, Vorlesungen zu halten. Aber eine Garantie, daß er auch einmal eine Professur erhalte, wird ihm von Niemandem, weder von der Königlichen Regierung noch von einer Fakultät gegeben. Er ist eben ganz allein auf sich selber angewiesen. Ein regelmäßiges Aufrücken nach der Anciennität gibt es nicht. Professor wird er, wenn die Regierung ihn nach Vorschlag einer Fakultät für eine frei werdende oder, was natürlich selten vorkommt, für eine neu zu gründende Stelle beruft. Dies trifft den Einen früh, den Anderen später, Einige überhaupt nicht. Daß bei solchen Stellenbesetzungen auch Menschlichkeiten vorkommen und wohl einmal der Tüchtigere zurückstehen muß, ist der Lauf der Welt.

Eine solche, völlig unsichere Existenz kann ein deutscher Idealist, auch wenn er nicht wohlhabend ist, in der Frische seiner jugendlichen Hoffnungen ganz gut einige Jahre ertragen. Wenn aber diese Wartezeit viele Jahre dauert, dann wird sie so drückend, daß sie wohl im stande ist, ihm sein Leben zu verbittern, seinen Lebensmut zu brechen und seine Arbeitskraft zu erschüttern. Man kennt die Erfahrungen und Stimmungen Lagardes, der als Gymnasiallehrer eine ihm unerträglich lange Zeit auf eine seines Genies würdige Stellung warten mußte. Einige unserer Privatdozenten, und gerade solche, die unserm Kreise mehr oder weniger nahe stehen, warten nun schon sechs bis elf Jahre! Wer nicht selbst diese Bitternisse durchgekostet hat, wird sich kaum von ihnen einen Begriff machen können. Zunächst ist es für einen ehrliebenden Mann schwer, so lange die öffentliche, ihm gebührende Anerkennung seiner Tätigkeit zu entbehren. Er fühlt sich in seiner Arbeit als Dozent behindert, wenn er, wie das wohl gewöhnlich der Fall ist, zu dem wissenschaftlichen Seminar seines Faches und der dazu gehörigen Bibliothek keinen Zutritt hat. Besonders aber drückt auf sein Gemüt die Aussichtslosigkeit seiner Existenz. Wie mancher mag im Stillen gegen die aufsteigende Bitterkeit kämpfen! Wie lähmt es den Schwung seiner Gedanken, wenn er sich sagen muß, daß er mit seiner ganzen unablässigen und aufreibenden Arbeit — denn gearbeitet wird von unsern Privatdozenten! — nicht im stande ist, sich ein bescheidenes, aber auskömmliches Brot zu erwerben. Zwar kann die preußische Regierung — Dank dafür! — ein Stipendium verleihen, aber von jährlich 1200 Mk. und höchstens fünfmal. Was soll geschehen, wenn die fünf Jahre um sind? Wer sich an einem Tage, den er nie vergessen wird, zum letzten Mal sein „Stipendium" von der Kasse geholt hat, ohne zu wissen, an welcher Kasse er sich je wieder holen werde, was er zum Leben braucht, der weiß, was es heißt, Privatdozent sein! Einigen, ganz wenigen Privatdozenten glückt es vielleicht, sich durch ihre Vorlesungen ihr Auskommen zu verdienen. Aber doch nur an den großen Universitäten. Und wie unsicher ist dies Brot! Denn wie, wenn in einem Semester seiner Zuhörer weniger sind? oder wenn eine Krankheit oder sonst ein Unglück ihn am Lesen hindert? Einigen älteren Privatdozenten kommt die preußische Regierung noch durch Bewilligung einer „Remuneration" zu Hilfe. Aber auch diese wohl niemals so hoch, daß der Unterstützte, wozu er doch nach seinen Lebensjahren wie nach seiner Arbeitsleistung den vollen Anspruch hätte, davon eine Familie ernähren könnte. Auch kann ihm die Remuneration jeden Augenblick wieder genommen werden, und keinerlei Pensionsanspruch ist damit verbunden. Manchmal verleiht die Regierung auch wohl den Titel „Professor", der aber ein bloßes Ornament bleibt; wir kennen Vorlesungsverzeichnisse, die diesen Titel einiger Privatdozenten überhaupt ignorieren! Ein Nebeneinkommen, wie es der Mediziner oder etwa auch der Jurist haben kann, steht dem Theologen nicht zur Verfügung. Er wird wissenschaftliche Werke schreiben; aber wie wenig kann man dadurch verdienen! Es ist wahrhaftig kein leichtes Los, acht oder zehn Jahre ein solches Leben zu führen, ja noch am Ende einer solchen Zeit noch immer vor einer völlig ungewissen Zukunft zu stehen; das Herz kann uns bluten, wenn wir bedenken, daß unsern jüngeren Freunden in den Jahren ihrer besten männlichen Reife so Schweres auferlegt ist!

Und noch trauriger werden wir, wenn wir uns sagen, was für tüchtige Männer sich unter ihnen befinden. Ich nenne hier keinen Namen, um diejenigen, die ich übergehe, nicht zu kränken. Aber wir dürfen ohne Uebertreibung sagen: unsere theologischen Privatdozenten und gerade die älteren unter ihnen sind eine Auslese aus ihren Altersgenossen; es sind Männer darunter, ebenso ausgezeichnet durch ihre wissenschaftlichen Publikationen wie durch ihre Wirksamkeit als Lehrer. Sie sind berufen, zu den geistigen Führern der evangelischen Kirche zu gehören.

2

Man wird fragen, wodurch gerade in der Gegenwart die Lage unserer Privatdozenten so hoffnungslos geworden ist. Die einen antworten auf diese Frage: das sei die Folge davon, daß die unmittelbar vorhergehende Generation der gegenwärtigen Ordinarien zum Teil in verhältnismäßig jungen Jahren ins Amt gekommen sei, und daß die für die Jüngeren damit erschwerte Situation sich nach dem Laufe der Natur erst in einiger Zeit ändern könne. Mag sein, daß an dieser Erwägung etwas Wahres ist. Dann, so sollten wir denken, müßte es die Sache einer weitblickenden Regierung sein, bei solcher Lage einzuschreiten und Ausnahmemaßregeln zu ergreifen, damit den Jüngeren, die ohne ihr Verschulden in solche Notlage gekommen sind und die man doch für den theologischen Nachwuchs dringend nötig hat, die schwierige Uebergangszeit erleichtert werde.

Oder man sagt, das Angebot der Privatdozenten sei eben größer als die Nachfrage bei den Berufungen. Aber man pflegt dabei nicht zu untersuchen, wie es denn gekommen ist, daß der Privatdozenten in den letzten Jahrzehnten mehr geworden sind. Das eben ist die Folge des großen Aufschwungs der Theologie in der letzten Zeit. Und die Schuld daran tragen, wie Jedermann weiß, Männer wie Wellhausen und Harnack. Weil sie das Herz ihrer Schüler mit Begeisterung für unsere herrliche Wissenschaft gefüllt haben, darum liegt diesen die wissenschaftliche Tätigkeit in so goldenem Lichte da.

Man möchte den jungen Idealisten, die so voll sind von Begeisterung und so wenig wissen vom Laufe der Welt, zurufen: Begeistert euch nicht zu sehr und wisset, in welches Elend ihr euch stürzt! Oder sollte da nicht vielmehr gelten: wenn eine Wissenschaft durch die Tätigkeit genialer Forscher einen ungeahnten Aufschwung nimmt, würde es dann für den Staat nicht angezeigt sein, daß er dem auch dankbar Rechnung trage am einfachsten durch die Gründung mehrerer neuer Stellen, damit der frische Quell, der jetzt so freudig sprudelt, nicht wieder versiege?

Andere aber sagen noch anders. Sie weisen uns darauf hin, daß viele Privatdozenten „positiver" Richtung so viel schneller ins Amt gekommen sind als unsere Freunde. In Nr. 7 der Chronik der Christlichen Welt erschien eine Liste der Göttinger, Hallenser, Berliner und Greifswalder Privatdozenten und ihrer Beförderungen in Preußen von 1891 bis zur Gegenwart, aus der allerdings deutlich hervorging, daß die Greifswalder in auffallend kürzerer Zeit Professoren geworden sind.*) Die Gründe für eine solche Erscheinung brauchen wir nicht erst lange zu suchen. Wir haben es ja noch in guter Erinnerung und können es täglich erleben, wie die Feinde unserer wissenschaftlichen Arbeit, voran die Kirchenzeitungen und gewisse Redner auf den Synoden, der Regierung immer wieder vorgestellt haben, daß sie verpflichtet sei, „kirchlich" gerichtete Männer in die Professuren zu setzen. Es wäre ja kein Wunder, wenn der beständige Druck höchst einflußreicher Kreise diese Wirkung ausgeübt hätte. Daß die Regierung in den letzten Jahren einige sogenannte „Strafprofessoren" ernannt hat, weiß Jedermann. Welchen niederschlagenden Eindruck aber wird es auf einen jungen Gelehrten und auf seine Arbeitsfreudigkeit machen, wenn er sieht, daß bei den Anstellungen noch etwas Anderes als allein seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und sein ernstes Streben in Frage kommt? wenn er den Verdacht schöpfen muß, wegen seiner Ueberzeugung, die er sich in so manchen Jahren nach bestem Wissen und Gewissen erworben hat, hintenangesetzt zu werden?

Und wie soll eine solche Anstellungspolitik auf die Wissenschaft selbst wirken? Von je her, seit sich die beiden Richtungen in der evangelischen Kirche gegenüberstehen, die man die positive und die kritische zu nennen pflegt, hat die erstere ihren eigentlichen Sitz mehr in den kirchlichen Kreisen, die andere mehr auf der Universität gehabt. Es hat also in der Natur der Sache gelegen, daß die sogenannte positive Richtung ihr Charisma in der praktischen Arbeit, die andere aber in der wissenschaftlichen Forschung bewährt hat. Die großen wissenschaftlichen Entdeckungen und Forschungen sind fast immer von Männern ausgegangen, die von der „Kirche" bekämpft oder wenigstens beargwöhnt worden sind. Und erst Jahrzehnte später sind die Ergebnisse der „kritischen" Forschung dann allmählich in die „positive" Richtung eingedrungen. Ebendarum aber liegt es im Interesse der theologischen Wissenschaft, daß bei Berufungen allein auf die Bedeutung des Privatdozenten als wissenschaftlichen Forschers und Lehrers und nicht auf seine Parteistellung gesehen wird. Ja, nicht einmal das Verfahren, daß man aus Gründen der „Parität" die Stellen gleichmäßig unter den beiden Richtungen austeilt, können wir trotz seines Scheines von Gerechtigkeit als billig anerkennen; eben so wenig etwa wie die paritätische Austeilung der hohen Staatsstellen unter die beiden Konfessionen. Es gibt nur ein Verfahren, das des Staats und der Wissenschaft wirklich würdig ist, nämlich dieses, daß man ohne jede Rücksicht auf das kirchliche Parteiwesen einfach nach der wissenschaftlichen Bedeutung der Anwärter die Professuren besetze. Denn daß der Privatdozent ein rechter Mann sei, dem seine Wissenschaft ein Gottesdienst ist, dem es Ernst damit ist, daß er Diener der Kirche bilden soll, dies setzen wir als selbstverständlich voraus. Und nur eine Voreingenommenheit, die die Sache des Glaubens und der Partei verwechselt, kann leugnen oder bezweifeln, daß unser Privatdozenten solche Männer sind.

*) Diese Tabelle empfehlen wir dringend der Aufmerksamkeit unsrer für diese Angelegenheit interessierten Leser. Die Einzelnummer der Chronik der Christlichen Welt ist von J. C. B. Mohr in Tübingen für 20 Pfennig zu haben. D H

Eine Behandlung unsrer Privatdozenten als „ungläubig" würde eine Beleidigung unseres ganzen Kreises sein, an dem doch so viele Geistliche, die in Segen wirken, von ganzem Herzen Anteil nehmen!

Und nun vergegenwärtige man sich die Folgen, die eine andere Anstellungspolitik, konsequent einige Jahrzehnte betrieben, haben würde. Die Religionswissenschaft wird man in ihrem Siegeslauf, auch in in ihrem Einfluß auf unser Volk, nicht behindern können. Wird ihr Betrieb in der Theologischen Fakultät erschwert, so wird er sich eben in die Philosophische flüchten. Aber das Leben vieler tüchtiger junger Männer kann man brechen. Und vor allem, die Theologische Fakultät kann man empfindlich schädigen. Es ist eine zarte Sache um das Vertrauen unter den Fakultäten: wenn einmal in der Universität die Stimmung allgemein geworden ist, daß die Theologieprofessoren um ihrer guten Gesinnung, aber weniger um ihrer Wissenschaft wegen angestellt werden, daß sie nach andern Methoden und unter anderen Voraussetzungen „arbeiten", als sonst überall gearbeitet wird, dann wird der Ruf erschallen: Der Theologischen Fakultät gebührt auf der Universität keine Stelle! Dann mag sie unter allgemeiner Mißachtung in die Seminare ziehen! Kann aber ein solches Ende der Theologischen Fakultät das Ziel einer Regierung sein?

3

Damit aber haben wir die Frage bereits berührt, was denn nun für die Privatdozenten geschehen kann, um ihre Lage zu bessern? Wir rufen Jeden auf, dem die Wissenschaft der evangelischen Kirche am Herzen liegt, und gerade den, der selber am eigenen Leibe diese Nöte nicht erfahren hat, qui sedet post fornacem et habet bonam pacem*), — alle diese rufen wir auf, mit uns zu erwägen, was in dieser dringenden Notlage geschehen soll.

Sollen wir den Privatdozenten raten, die undankbare Wirksamkeit an der Universität zu lassen und in die Praxis zu gehen? Einige haben schon so gehandelt. Aber daß die meisten und gerade die älteren so handeln, wollen wir um keinen Preis wünschen. Denn mit ihnen würde der Nachwuchs, den wir unter keiner Bedingung entbehren können, aussterben. Sollen wir ihnen empfehlen, neben ihrem Lehren an der Universität zugleich eine praktische Tätigkeit zu übernehmen? Auch diesen Weg sind schon einige gegangen. Aber auch das dürfte nur in Ausnahmefällen zu raten sein. Es gibt nur ganz selten Menschen, die so vielseitig begabt sind, daß sie solche doppelte Wirksamkeit erfolgreich ausführen könnten. Die Wissenschaft ist den meisten eine eifersüchtige Göttin und wendet dem den Rücken, der sie nicht allein liebt. Oder sollten sie versuchen, durch populäre Vorträge und Schriften Geld zu verdienen? Die Versuchung ist ja heutzutage groß. Aber eine solche Wirksamkeit ist im allgemeinen einem Jüngeren zu widerraten: es gibt eine Zeit des Säens und es gibt eine Zeit des Erntens.

Auch die theologischen Fakultäten können hier nur zum Teil helfen. Sie können und werden, so hoffen wir, die Bedingungen, unter denen sie Privatdozenten aufnehmen, eher erschweren als erleichtern; ihre Mitglieder werden privatim den jungen Männern, die sich habilitieren wollen, die Grausamkeit der Zukunft, die ihnen droht, nachdrücklich vorstellen. Sie werden aber gleichzeitig, so hoffen wir, es als eine heilige Pflicht empfinden, den Privatdozenten, deren Tüchtigkeit sie erkannt haben, so viel an ihnen ist, den Weg zu ebnen. Mögen sie dabei mit Hochherzigkeit verfahren und auch über die Unterschiede der Richtung hinwegsehen; mögen die einzelnen Mitglieder bedenken, was zu denken dem Menschen freilich schwer fällt, daß die besondere Richtung, die sie vertreten, im Laufe eines Menschenalters als überwunden gelten wird, und daß die Jüngeren ja Schwächlinge sein müßten, wenn sie mit ihnen in jeder Beziehung übereinstimmten. Vor allem aber mögen sich die Fakultäten der Regierung gegenüber als berufene Vertreter ihrer Privatdozenten fühlen und nicht müde werden, deren Würdigkeit ihr vorzustellen. Ja, wir meinen, eine Fakultät, deren Schüler nicht vorwärts kommen, müßte das als etwas

*) Der hinterm Ofen sitzet, und ganz behaglich schwitzet.

ganz Unleidliches, als eine Herabsetzung ihrer eigenen wissenschaftlichen Leistungen empfinden.

Der ausschlaggebende Faktor bleibt die Regierung. Wir wünschten, daß berufnere Federn als die des Unterzeichneten den leitenden Männern die Not unserer Jugend so darstellen möchten, daß sie ihnen zu Herzen geht; mögen sie, besser als der Unterzeichnete es kann, sie darauf hinweisen, wie wertvoll, ja unentbehrlich unserm Vaterlande so viele dieser jungen — und zum Teil nicht mehr jungen! — Kräfte sind. Mögen sie ihnen auch sagen, wie gefährlich die Anstellungspolitik ist, die man jetzt zu befolgen scheint. Wir fürchten nicht, daß man dann antworten wird: so sehr man es bedauere, so sei doch eben kein Geld zur Verfügung. Denn wenn wir sehen, wie reich etwa unsere medizinischen oder naturwissenschaftlichen Institute ausgestattet werden, so wird es nicht unbescheiden sein, wenn wir bitten, auch unserer emporstrebenden Wissenschaft zu Hilfe zu kommen und unsere bescheidenen Wünsche zu erfüllen. Mehr Licht und Luft für die Theologie!

Zugleich aber wenden wir uns an weitere Kreise unserer besitzenden Stände. Unsere Wissenschaft ist in letzter Zeit durch Vorträge und gemeinverständliche Schriften endlich einmal wieder populär geworden. Auch diese Zeitschrift, in der ich die Ehre habe, diese Zeilen zu veröffentlichen, hat hierzu wacker mit beigetragen. Unsere Gebildeten fangen an, zu sehen, was für eine gewaltige Arbeit von den Theologen inzwischen getan worden ist. Hier haben sie eine Gelegenheit, die Dankbarkeit, die sie der Wissenschaft und ihren Vertretern schulden, zu betätigen! Von Stiftungen, von Stipendien für Privatdozenten der theologischen Fakultät haben wir in den letzten Jahrzehnten nie etwas gehört, so viele Stiftungen in Deutschland auch sonst für andere Wissenschaften durch die Presse bekannt gemacht werden. Darum, wer ein Interesse für die Theologie hat, der wisse, wie er es betätigen kann.

Nachwort des Herausgebers. Der Verfasser hatte diesen Artikel, wie aus seinem Wortlaut hervorgeht, mit Namen gezeichnet. Möge einstweilen die Sache ohne Namen für sich reden! Der Herausgeber übernimmt ganz die Verantwortung für das Gesagte.

Die Lage der Privatdozenten ist von Alters her eine kritische gewesen. Von je her sind Privatdozenten verhungert, moralisch und physisch. Ich erinnere an Baxmann, den tüchtigen Verfasser einer Papstgeschichte, † in Bonn 1869. Es liegt in der Natur der Sache, in der Art unsrer Universitäten, daß eine Habilitation immer ein großes Risiko bedeutet. Inwieweit eine Regierung die Aufgabe hat, das Glück zu korrigieren, ist aber allerdings zu fragen. Sehe ich recht, so ist die preußische Regierung in dieser Hinsicht nicht unaufmerksam gewesen; gerade an Gründung neuer außeretatmäßiger Stellen hat es nicht gefehlt, die freilich bescheiden genug dotiert sind und keine Sicherheit für die Zukunft bieten. Nur eben die kritische Theologie hat von diesem System wenig profitiert. Für die theologischen Fakultäten war Geld da, sobald es sich um die Stillung kirchenparteiischer Unzufriedenheit handelte — manchmal erstaunlich viel. Aber die freie und strenge Wissenschaft, die zum Habilitieren lockt, die naturgemäß den meisten wissenschaftlichen Nachwuchs hat, erfreute sich in den letzten Zeiten einer so fürsorglicher Pflege nicht. Wir verkennen nicht, konservative Theologie muß auch sein. Aber der Fortschritt der Wissenschaft ist immer an die treibenden, neuernden Geister geknüpft gewesen. Entfernen diese sich im Eifer ihrer Vorarbeit zu weit von dem gemeinsamen Arbeitsfeld, dann mögen die konservativen Genossen sie hemmen und zurückrufen. Aber künstlich züchten soll man konservative Dozenten so wenig wie kritische. Gerade an diesem Punkte muß man der freien Entwicklung der Fakultäten Luft lassen. Und man darf sich nicht wundern über das Selbstverständliche, daß die Lust, sich der Wissenschaft berufsmäßig zu widmen, am lebhaftesten sich regt in der Luft der neuen und neuesten Probleme. Konservativer wird man mit dem Alter von selbst. Legt aber der Staat einen Druck auf die jungen Privatdozenten, die aus dem Vorwärtsdrängen der Wissenschaft heraus geboren sind, so schädigt er die Wissenschaft, hemmt er ihren Fortschritt. Hier wird die Lage von heute erst in ihrem ganzen Ernste offenbar. Es handelt sich viel weniger um die Personen als um die Wissenschaft. Personen muß man unter Umständen opfern, man darf es ihnen unter Umständen zumuten, daß sie sich selber opfern. Aber hier ist das Schicksal unsrer jungen emporstrebenden Kräfte das Schicksal der Wissenschaft. Gewiß, auch die Wissenschaft geht nicht gleich zu Grunde. Aber wenn im Geiste der Tabelle „Greifswald" in Nr. 7 der Chronik von oben weitergearbeitet wird, muß unsre Fakultätenwissenschaft für lange den Schaden davon tragen, und dann wird ihn auch die Kirche spüren. Man kann heute auch dem begabtesten jungen Theologen nicht mit gutem Gewissen raten, sich in Preußen zu habilitieren. Das ist die Notlage unsrer Privatdozenten. R

Die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich

1

Mit 181 gegen 102 Stimmen hat am 6. Dezember 1905 der französische Senat den Beschluß der Deputiertenkammer über die Trennung von Kirche und Staat gebilligt. Am 9. Dezember wurde das Werk des Parlaments vom Präsidenten der Republik und 5 Ministern unterzeichnet und der Wortlaut des Gesetzes unter diesem Datum am 11. Dezember im Journal Officiel veröffentlicht. So wird der 9. Dezember fortan ein historischer Tag ersten Ranges sein nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa.

Zunächst für Frankreich. Der Bruch, den einst die große Revolution eingeleitet hat, ist nun vollzogen.

Wohl hatte sich Bonaparte, der alle Ideen von 1789 auf ihrem Weg aufgehalten und umgebogen hat, viele Müh gegeben, um durch das Konkordat den vorhandenen Riß wieder zu heilen. Scheinbar mit großem Erfolg. Aber daß er so starke Klammern schmieden mußte wie die organischen Artikel, beweist doch nur, daß an ein natürliches Zusammenwachsen der beiden auseinander strebenden Mächte nicht mehr zu denken war.

Zunächst war es nicht die Kirche, die aus der Verbindung mit dem Staat sich loszuwinden suchte. Das Konkordat verlieh der Kurie und dem Klerus einen von Napoleon nicht vorhergesehenen und nicht gewollten Machtzuwachs. Weil er dies bald genug zu spüren bekam, erklärte er das Konkordat für den größten Fehler seines Lebens. Und die Kirche hat diese Machtfülle, wenn nicht ungemindert zu erhalten, so doch immer wieder zu erobern verstanden. Unter der Restauration, während des ersten Jahrzehnts des zweiten Kaiserreichs, in den ersten Jahren der dritten Republik hatten die Klerikalen alle Staatsposten bis herab zum letzten Feldhüter in ihren Händen.

Aber durch den Gebrauch, den sie von ihrem politischen Einfluß machten, sorgten sie dafür, daß die noch nicht vollzogenen Nummern des Programms von 1789 bei den liberalen Politikern nicht in Vergessenheit gerieten. Der Gedanke einer Trennung von Kirche und Staat, ursprünglich eine wenig populäre liberale Doktrin, wurde zu einer von allen Republikanern aufgenommenen Kampfesparole, nachdem die Boulange und die Teufelei des Leo Taxil, der Dreyfusprozeß und der Assumptionistenskandal auch harmlosen Gemütern die Augen für die klerikale Gefahr geöffnet hatten. Und dieser Parole war der endliche Sieg gewiß, auch wenn die Schlacht nicht so rasch und unter anderen Bedingungen entschieden worden wäre. Denn der Bruch zwischen Kirche und Staat wurde nicht allein durch den wachsenden Widerwillen der bürgerlichen Demokratie gegen den Einfluß der Kirche auf das staatliche Leben und die im modernen Staatsgedanken begründete Abneigung gegen jede Verquickung von Politik und Religion vorbereitet: auch die Entwickelung des religiösen Denkens trieb auf dieses Ziel zu. Männer wie Lamennais, Lacordaire, Montalembert, die einst im Avenir Trennung von Kirche und Staat zu einer Forderung der Frömmigkeit machten, hatten ein feineres Gefühl für die Würde der Religion als Bonaparte und die politischen Agenten der Kurie. Auf protestantischer Seite waren schon 1848 die Freunde Alexander Vinets von der Forderung zur Tat geschritten. Daß diese Verfeinerung des Empfindens, die in der Trennung von Kirche und Staat nicht nur ein politisches, sondern ein religiöses Ideal sieht, auch in der Kirche des Syllabus, die diesen Gedanken mit ihrem Anathema belegt, Fortschritte gemacht hat, zeigt die verhaltene Begeisterung, mit der eine beachtenswerte Gruppe der französischen Katholiken das Trennungsgesetz aufgenommen hat.

Es entspricht deshalb ebensowenig der wirklichen Lage, wenn die Radikalen Combes als père de la Séparation feiern, wie wenn man in gewissen klerikalen Kreisen in dem Beschluß der Volksvertretung nichts Anderes sehen will als das Gelingen des Komplots einiger Freimaurer, die im Bunde mit dem Satan der Mutter Kirche ihre älteste Tochter aus den Armen rissen. Auch dieses Ereignis traf ein, „als die Zeit erfüllet war". Mag sein, daß die Trennung von Kirche und

Staat sich noch länger hinausgeschoben hätte, wenn Frankreich einer protestantischen Kirche und einem Kardinalstaatssekretär von größerer politischen Klugheit, als Merry del Val sie besitzt, gegenübergestanden wäre; gekommen wäre sie doch.

Daß diese Erkenntnis im französischen Volk vorhanden ist, beweist die unerwartet gelassene, ja gleichgiltige Aufnahme, die der Senatsbeschluß vom 6. Dezember 1905 zunächst im Lande gefunden hat.

In Paris blieb Alles ruhig. Nicht einmal den Camelots auf den Boulevards schien die importante séance wichtig genug, um damit auf einen guten Absatz ihrer Zeitungen zu spekulieren. Es war auch kaum Etwas in den Blättern zu finden, was auf der Höhe des welthistorischen Momentes stand. Die großen sozialistischen Zeitungen würdigten die denkwürdige Abstimmung keines längeren Verweilens, weder Clemenceaus Aurore noch die Dépêche von Toulouse. Der Temps, das Journal des Débats, das Siècle hatten das Problem so gründlich und so lange erörtert, daß sie am Tag seiner Lösung nichts Neues mehr zu sagen hatten. Selbst die Presse, deren sonstige Tonart noch ein kräftiges Schlußwort erwarten ließ, konnte nach dem langen Kampf die Abspannung nicht mehr verbergen. Man muß schon nach der Libre Parole greifen, um einem Streiter zu begegnen, der auch nach der Schlacht das Schwert nicht aus der Hand gibt. Dort schreibt Eduard Drumont:

> Die Juden und die Freimauer sind zufrieden. Sie bekommen das Trennungsgesetz als Weihnachtsgeschenk vor Weihnachten. Möge es ihnen wohl tun.

Dann macht er seinem Ingrimm Luft in einem versteckten Aufruf zum Bürgerkrieg:

> Mehr als je bin ich der Ueberzeugung, daß die Lösung der furchtbaren Krisis, durch die wir gehen, liegen wird im Erwachen des nationalen Instinktes, des Rassengeistes.

Im Croix weckt der Senatsbeschluß die Erinnerung an Golgatha:

> Consummatum est.*) Seit gestern gibt es wohl noch ein katholisches Frankreich, es gibt auch noch französische Katholiken. Aber die französische Nation ist durch ihre Vertreter aus der Zahl der katholischen Staaten gestrichen. Das ist ein unaussprechlicher Sprung für die, die ihr ganzes Leben für einen einzigen Gedanken gegeben haben, für das Verbundensein Frankreichs mit der Kirche.

Folgt eine Aufforderung zum Kampf gegen das Gesetz: Voilà votre loi! je la repousse du pied — es ist Graf de Mun, der dieses schreibt. Veuillot im Univers drückt sich ähnlich, wenn auch gemäßigter aus:

> Die Verleugnung ist vollbracht. Es fehlt nur noch die Unterschrift Loubets, d. h. es fehlt Nichts mehr. Frankreich kennt die Kirche nicht mehr. Möge Gott sein Erbarmen und nicht seine Gerechtigkeit walten lassen und das Land mit den Uebeln, die unsere Regierung durch ihren offiziellen Abfall herausfordert, in Gnaden verschonen.

Für das Journal, das Leibblatt des französischen Spießbürgers, birgt die Trennung von Kirche und Staat keinerlei Schwierigkeiten:

> Die christliche Solidarität ist kein leeres Wort und die Reichen werden schon herausfinden, auf welche Weise sie den Armen am besten beispringen können. Der Bourgeois, der für eine Trauung 3000 Franken bezahlt, wird sich auch nicht beklagen, wenn er 3300 Franken bezahlen soll. Und der Arme wird nach wie vor seine Totenmesse um 2 Franken bekommen.

In der Humanité meint Francis de Pressensé — sehr zu Unrecht —, seine Ideen seien in das Gesetz übergegangen:

> Es ist der Abschluß des Emanzipationswerks, das die Helden des freien Gedankens in Frankreich begonen haben. Mit der definitiven Entkirchlichung [laïcisation] des Staates ist das Ziel verwirklicht, das die Leuchten der Renaissance, die Verfechter der Rechte der bürgerlichen Gesellschaft gegen die Kirche, die Enzyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts erstrebt haben. Was die Väter der Revolution glorreich begonnen haben, ist nun wiederaufgenommen und vollendet. Fortan ist das Gewissen frei.

Wie diese Gewissensfreiheit unter Umständen ausfallen könnte, zeigt uns der Gefühlserguß, mit dem die Lanterne den Sieg des Bloc begrüßt:

> Endlich! Fortan gibt es in Frankreich keine offizielle Kirche mehr. Die Theokratie ist aus unsern Gesetzen verschwunden. Aber morgen wie gestern werden wir uns gegen den räuberischen Klerikalismus zu wehren haben, und wenn die Waffen, die das neue Gesetz uns liefert, nicht ausreichen, werden wir neue schmieden müssen ... Die Kirche ist ins Herz getroffen. Sie wird bald unter der Gleichgiltigkeit und Verachtung zusammenbrechen. Endlich gewinnt die Republik über die Kirche. Nieder mit der Kirche! es lebe die Republik!

Und das Organ der gemäßigteren libres penseurs, die Action, ruft schon nach dem Gendarmen gegen die cynischen Ausbeuter des religiösen Gefühls:

> Die Theokratie wird künftig dem gemeinen Recht unterstellt sein und ihre représentants de commerce werden ihr letztes Asyl neben Madame Humbert oder [dem Zuckerspekulanten] Jaluzot finden.

Noch weiter versteigt sich der Renegatenhaß des Exabbé Charbonnel in der Raison:

> Herr Kardinal, Herr Bischof, Herr Pfarrer, es gibt Krämer auf dem Marktplatz, ihr seid Krämer im Tempel. Macht, was ihr wollt, in eurem Kramladen ... Der Bauer, der Arbeiter, der kleine Geschäftsmann werden den Tarif der Kirche übertrieben hoch finden (für das, was man dafür bekommt), sie werden ihn vergleichen mit dem, was sie für andere Bedürfnisse bezahlen. Schon dieser Vergleich allein wird die Würde der Sakramente herabstimmen. Der Sakramentslieferant wird kaum mehr sein als ein Fleisch- oder Spezereiwarenlieferant, nur daß er viel weniger nützlich ist. Nach und nach wird die Kundschaft lieber zum Metzger und zum Spezereihändler gehen und die klerikale Krambude leer stehen lassen.

Wenn so aus Anlaß der Annahme des Trennungsgesetzes die politische Presse Frankreichs die ganze Skala der Gefühle zum Ausdruck gebracht hat, welche Empfindungen hat der 9. Dezember in der kirchlichen Presse und welche Entschlüsse bei den offiziellen Vertretern der Kirche geweckt?

Eugen Lachenmann

*) Es ist vollbracht.

Verschiedenes

Professor Peabody. Der erste Professor aus Amerika, der an unsrer stolzesten Universität Vorlesungen hielt, war ein Theologe. Darüber freuen wir uns. Der Gegenstand seiner Vorlesungen, anderen zur Auswahl angebotenen durch den preußischen Kultusminister vorgezogen, war die soziale Ethik des Christentums. Daß uns aus Amerika der kommen mußte, der hierüber an deutscher Hochschule las, gibt Einiges zu denken. Nach einem Bericht der Täglichen Rundschau bestand das große Verdienst seiner Vorträge „hauptsächlich in der Belehrung, daß die Amerikaner nicht bloß dem Materialismus huldigten, sondern daß auch daneben ein idealistischer Zug die Denkweise besonders in den gebildeten Schichten beherrsche.“*) — Peabody, der so früh wieder von Berlin Abschied genommen hat, um rechtzeitig zum Beginn des neuen Semesters an der Harward-Universität wieder in Cambridge zu sein, hat in Berlin auch gepredigt. Am 7. Januar. Es ging uns damals von einem Leser unsers Blattes darüber ein Stimmungsbericht zu. Jetzt, nachdem der Prediger über das große Wasser schwimmt, wollen wir ihn an den Tag bringen:

> Sie kennen die kleine amerikanische Kirche am Nollendorfplatz. Dort, wo die Hochbahn aus unterirdischem Tunnelleben zu hellem Tage aufgeht, wo dies markanteste Wahrzeichen der jüngsten Weltstadt technischen Sieg in künstlerische Linien kleidet, schimmert das reinliche Gotteshaus, ein Ruhepunkt dem Auge inmitten abgeschmackter „hochherrschaftlicher“ Fassaden. Nicht allzu originell, erinnert das Kirchlein an sehr ähnliche Geschwister in Genf und anderswo; das selbstherrlich ragende Turmprisma verwächst nicht recht mit dem bescheidenen Giebelbau; die guten Verhältnisse der anschließenden Front haben gegen die brutale Uebermacht der benachbarten Mietskaserne zu kämpfen und richten gerade durch ihre edle Einfalt unsere Kritik wider die etwas verfehlte Kreuzblumenspielerei der Turmbekrönung. Trotz Alledem — nach straßenlangem Genuß der trostlosen Schöpfungen unserer Maurerpoliere empfinden wir ehrliche Freude an dem Schmuckkästchen der Kolonie. Wer vollends weiß, daß lediglich religiöser Gemeinsinn und fröhliche Opferwilligkeit hier Bauherren waren, begreift sympathisch, wie stolz Amerika in Berlin auf sein Gotteshaus ist.
>
> Sonntäglich mahnen die Glocken zur Andacht. Frühzeitig betreten wir die luftige Vorhalle; unser prüfender Blick streift die einladende Bibliothek, und haftet mit einigem Staunen rechts der Hauptpforte, auf einer großen Wandtafel, deren Schrift ungefähr folgendes Schema zeigt:

*) Seine Antrittsvorlesung über Akademische Gegenseitigkeit ist deutsch bei Alfred Töpelmann in Gießen erschienen. 39 S. 60 Pfg.

16000 Mk. Schuld
1000 Mk.

		500						500			
100		100		100		100		100		100	
100		100		100		100		100		100	
20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20
20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20
20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20
20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20
20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20	20

Zahlreiche Visitenkarten wackerer Spender auf den einzelnen Ziffern erweisen, daß die gewiß eigenartige Methode schon einen guten Teil der fehlenden Bausumme aufgebracht hat. Dies sprechende Beispiel weltlicher Klugheit im Dienste des Ewigen, und nun das geschäftige Treiben um uns, das heitere Stimmengewirr der hereinflutenden Gemeinde, die derb lustigen Begrüßungen. dies Alles verscheucht in uns die natürliche Scheu vor interessiertem Beobachten der Stätte und Weise fremdartiger frommer Betätigung. Es liegt etwas Hellenisches, Sonniges in dem kindlichen Frohsinn, mit dem die schlanken, glattrasierten Männer, die Matronen und die Gibsongirls zu Einkehr und Anbetung eilen. Folgen wir ihnen in die Kirche selbst, so nimmt zunächst reinste ästhetische Befriedigung unser Auge gefangen. Einheitlich schön und weihevoll der ganze Raum in Verhältnissen, Material und Schmuck; feierliches Farbenspiel der mit guter, alter Kunst gefügten Glasmalerei klingt harmonisch zusammen mit weißem Marmor und Malachit an Altar und Kanzel, und die kleine Orgel, außerordentlich glücklich eingebaut und maskiert, ertönt der amtierenden Künstlerin in tonreiner, prächtig hallender Melodie. Und nun neigt sich Alles in tiefer Andacht dem strengeren Ritus der anglikanischen Kirche; doch in den Liedern erhebt sich lebendige Daseinsfreude wieder zu fast heiteren Weisen und klingt künstlerisch machtvoll aus vierstimmigem Weihesang. Die Sammelteller durchwandern die Reihen und bringen reichliche Gabe zum Altar.

Heute ist die Kolonie fast vollzählig versammelt; eine gewisse Unruhe und Spannung webt unverkennbar in der Gemeinde; häufiges Raunen und Flüstern: Revd. Dr. Francis G. Peabody will preach this morning. Der Professor, den das Vertrauen unsers Herrschers an die Berliner Hochschule berief, ist ein Kanzelredner von ungewöhnlicher Bedeutung. Stattlich und würdevoll, mit gehaltener Geste, die Züge außerordentlich an Maurus Jokai gemahnend. Paulinische Durchdringung des christlichen Geistes in Glaube, Hoffnung und Liebe leuchtet ihm als Leitmotiv theologischer Wissenschaft. Mit sittlichem Ernst und feinem Wort verweist er uns auf unablässiges Erforschen unseres Innern, fordert mit treuer Mahnung ein frommes Entwickeln, Herausarbeiten der besonderen Individualität zu ganzer, christlicher Persönlichkeit. Im scheinbar regellosem Gewirr der Bilder und Fragen zeitgenössischen Seins findet er als Pol die erlöste Seele des Einzelmenschen, der in unerschütterlichem Gottvertrauen Frieden gefunden und nun als „christlicher Charakter im heutigen Leben" „soziale Ethik" wirkungsvoll betätigt. Es wird einem warm ums Herz, so die erhabenen Lehren der Religion mit den Strebungen moderner Menschenliebe innig vereint zu sehen, und die ehrliche Befriedigung wird zu restloser innerlicher Freude, wenn wir uns auch der glänzenden Form der Predigt bewußt werden. Ein sonores Organ, in vorzüglicher Sprachtechnik durchgebildet, bringt Ideenreichtum und packende Gleichnisse voll zur Geltung; oft muß man der unvergeßlichen Gaben Rudolf Kögels gedenken....

Noch einmal sammelt ein meisterhafter Schluß der Predigt die lichtvollen Hauptgedanken wie Strahlen im Spiegel der ewigen Wahrheit, und in diesem Spiegel leuchtet uns das zauberische Idealbild des, was wir sein sollen und können. Ergriffen lauschen die Andächtigen; sie alle, der reiche Handelsherr, dessen Wirken und Denken mit Riesenwerten dieser Welt arbeitet, und die kleine, vergrämte Sprachlehrerin, die sich heute inmitten ihrer Glaubensbrüder über den zermürbenden Fron des Alltags erhebt, blicken mit Dankbarkeit und Stolz auf den berühmten Landsmann. Jubelnd wie Siegeslied tönt nun die Hymne, und in stillem Gebet klingt die Weihe der Stunde aus. Langsam leert sich das Gotteshaus unserer amerikanischen Freunde; in lebhafter Bewegung verweilt noch hier und dort eine Gruppe, die Eindrücke auszutauschen, oder dem Prediger persönlich zu danken. Denn mehr als ein äußerliches Erlebnis ist es ihnen wie uns, den kraftvollen Geist gläubigen Christentums wirken zu sehen in einer aufrechten Persönlichkeit, die uns kündet, Wissenschaft und Leben zu einer einzigen Betätigung heiliger Erkenntnis zu machen.

W L F

Karneval. Ein Sittenroman aus dem Köln des zwanzigsten Jahrhunderts von Emil Kaiser. Köln, Paul Neubner 1906. 171 S. 2 Mk.

Eine unheimlich anschauliche und leider nur zu naturgetreue Schilderung des gefeierten rheinischen Volksfestes. Der Karneval liebt es ja immer noch, seine ihm so bieder zu Gesichte stehende Maske von „harmlosem Frohsinn und echtem Humor" aufzusetzen, aber dem Wirklichkeitssinn der Gegenwart zeigt sie sich doch immer mehr als das, was sie ist, eben als Maske! Mit peinlicher Unerbittlichkeit leuchtet der sehr gewandte Verfasser dem Karneval ins Gesicht und macht uns mit „der nach altem heidnischen Brauch in zuchtloser Ausgelassenheit ihres Trieblebens sich freuenden Menge" bekannt, dem hohlköpfigen alten Karnevalsfanatiker, der sich als Dichter des obszönen Karnevalsliedes feiern läßt, das er selbst nicht einmal verfaßt hat, den ausschweifenden, ehebrecherischen Typen der gebildeten und ungebildeten Welt, der wahnsinnigen Karnevalsgier eines armseligen weiblichen Krüppels und einer totkranken älteren Frau, dem Auswurf der höheren Schulen und den Gruppen unzüchtiger Kinder, dem anständigen Mädchen, bei dem aber der Karnevalstaumel und Sekt ebenfalls die Hemmung des Schicklichkeitsgefühls ausschaltet, bis herab zu den Kupplerinnen, die in der Todesnot nach dem Priester rufen, zu den Rüpeln und Rowdies, „dem Abschaum der Großstadt, der hier die in diesen Tagen übliche Duldsamkeit der Polizei benutzte, aus seinen Schlupfwinkeln hervorzukriechen und sich in seiner ganzen Lasterhaftigkeit und Gemeinheit einmal auf offener Gasse zu zeigen", „verwüstetes ausgemergeltes Dirnen- und Zuhältervolk, das mit tierischer Stimme einen einzigen unflätigen Vers gröhlt". Nichts wird dem Leser erspart, auch nicht der Blutsturz der schwindsüchtigen alten Frau und der Todessturz des leichtsinnigen jungen Weibes; die widerlichsten Szenen häufen sich nur allzusehr. Man hat „die Empfindung, als sei diese ganze Stadt heute eine einzige ungeheure Maschine der Wollust, geheizt vom unlöschbaren Feuer der Geilheit, gespeist mit tausenden und tausenden von Litern Alkohol."

Mit Ekel und Entrüstung wendet man sich ab und fragt sich doch wieder, ob man nicht eben damit dem Karneval einen seiner raffiniertesten Reize verleiht, den Reiz, daß er mit seinem schmachvollen Treiben „Anderen Aergernis gibt"!

Muß nun das anständige Publikum der Rheinstädte, das sich in diesen Tagen den Belästigungen, nein, der Beschimpfung durch den Karneval gar nicht entziehen kann, dies Fest der Völlerei und Unzucht mit gebundenen Händen dulden? Auch die nicht Freunde des Karnevals sind, „bedenken, was der Karneval für Köln bedeutet", „das Geschäft", die Presse, die sich ihr Gewissen mit riesigen Inseraten beschwichtigen läßt, der „Besuch der größten Würdenträger der Stadt" und der auswärtigen hohen und höchsten Herrschaften, das Interesse der mächtigen Wirtezunft — wer will dagegen ankämpfen? Doch nein, es beginnt zu tagen. Der ärgste Skandal, der berüchtigte Lichtmeßball der Prostituierten im Gürzenich, dem vornehmen städtischen Festhause, ist dank den Enthüllungen eines sozialdemokratischen Schriftstellers glücklich abgeschafft; in anderen Rheinstädten gehen die Behörden schrittweise gegen die schlimmsten Auswüchse vor und entziehen ihm jede offizielle Unterstützung. Vielleicht wird dort noch einmal auch der unantastbare Karneval an dem Uebermaß seiner Abscheulichkeit zu Grunde gehen! Das sehr ernst zu nehmende Kaisersche Buch ist geeignet, ihm einen recht tüchtigen Stoß zu geben.

v Rohden

Zur silbernen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares.

Hermann Petrich: Das Buch vom deutschen Kaiserpaar im Jubeljahr. Festschrift vom deutschen Haus fürs deutsche Haus. Berlin, Schriftenbetriebsanstalt 1906. 80 S. 50 Pfg.

Hermann Petrich: Unser Kaiser und unsere Kaiserin. Ein Jubelbüchlein. Ebenda. 20 S. 20 Pfg.

H. Schindler: Unser Kaiserpaar. Gedenkschrift. Dresden, Zacharias 1906. 16 S. 15 Pfg.

Paul Blau: Kaiser und Kaiserin. Ein Gedenkblatt. Hamburg, Rauhes Haus 1906. 16 S. 15 Pfg.

Heinrich Stuhrmann: Heil unserm Kaiserpaar. Berlin, Deutsche Sonntagsschulbuchhandlung 1906. 24 S. 15 Pfg.

Fünf Festschriften — alle von evangelischem und nationalem Geiste erfüllt, alle volkstümlich, von Männern geschrieben, deren Namen einen guten Klang haben. Die niedrigen Preise, die bei Partienbezug sich noch bedeutend ermäßigen, ermöglichen eine Massenverbreitung. Doch drängt sich die Frage auf: war es nötig, daß so viele Federn sich in Bewegung setzten, da in diesem Falle doch Stoff und Behandlung von vorn herein gegeben waren? Hätten sich die oben verzeichneten christlichen Schriftenverbreitungsanstalten über ein gemeinsames Vorgehen geeinigt, so hätte der Preis sich noch wesentlich reduzieren lassen, oder es hätten die Illustrationen, die teilweise in ihrer Ausführung zu wünschen übrig lassen, besser hergestellt werden können. Vielleicht läßt sich bei künftigen Anlässen ähnlicher Art eine solche Konkurrenz christlicher Firmen vermeiden. Unter den genannten Schriften hat das Jubelbüchlein von Petrich mir besonders gefallen, aber auch die andern sind gut. Wir wünschen ihnen weiteste Verbreitung, damit die Liebe zu unserm Kaiserhause dadurch in unserm Volke gefördert werde.

Dechent

Kleine Mitteilungen. Wenn unsre nächste Nummer herauskommt, wird die silberne Hochzeit unsers Kaiserpaares vorüber sein. So mag heute schon ein Wort der Freude darüber gesagt sein, daß wir in Preußen und im Reich dieses Fest feiern dürfen. Fürsten sind Menschen vom Weibe geboren — — aber es ist heute Viel in ihre Hand gelegt. Merkwürdig Viel, wenn man bedenkt, was für Veränderungen die Throne umbraust haben. Es ist wahrhaftig nicht leicht, an dieser Stelle immer das Rechte zu tun, beobachtet von den Blicken einer ganzen Welt. Es ist sicher erst recht nicht leicht für einen klugen und willenskräftigen Mann wie Wilhelm II. Wie viel Ablenkung, wie viel Schwierigkeiten und Versuchungen, von denen wir fern den Höfen keine Ahnung haben! So können wir gar nicht dankbar genug sein, daß wir diesen Fürsten und diese Fürstin unser nennen. Wie wohltätig haben wir eben erst jüngst Beider persönliches Eingreifen in der Mädchenschulreform verspürt, und wie gern heften sich unsre Hoffnungen auch an Beider persönliches Interesse für die Lage der Heimarbeit. Dinge, die sonst nicht vom Fleck kommen,

gelangen rasch ans Ziel, wenn die Majestäten mit anfassen. Das macht unsern Zuständen nicht in jeder Hinsicht Ehre; aber da es so ist, sind wir froh und dankbar, daß unsre Majestäten ein Herz haben für die wirklichen Bedürfnisse. — Wir sind auch dafür dankbar, daß Kaiser und Kaiserin gegenüber den innern Angelegenheiten unsrer Kirche Zurückhaltung üben. Das mag ihnen vielleicht manchmal schwer werden. Denn sie haben eine persönliche Stellung zur Kirche, zur Religion, und machen kein Hehl daraus. Das ist ihr gutes Recht; um so verdienstlicher bleibt es aber, daß sie zugleich die kirchliche Entwicklung sich durch das Spiel der gegebnen Kräfte frei regeln lassen. Wie ganz anders könnte es doch in der Staatskirche, wie wir sie haben, gehen! Persönliches Christentum im Kaiserhause ist für uns unendlich viel wert, bischöfliches Regiment vom Kaiserhause her wäre ein Unglück. Die sogenannten Selbständigkeitsbestrebungen in unsrer Kirche sind an dieser weisen Haltung unsers summus episcopus müde geworden, und das ist gut für die Gegenwart, denn wir sind jetzt zu einer Trennung von Kirche und Staat an keiner Stelle reif. So gedenken wir aufrichtig und herzlich des hohen Paares: Gottes Segen möge ruhen auf ihm und seinen Kindern! —

Ehrlichkeit im Kirchendienst. Zu diesem Thema ist ein Artikel eingegangen, den wir drucken wollen. Die Schlußbemerkungen, die wir in voriger Nummer noch für diese Nummer in Aussicht gestellt hatten, erledigen sich damit.

Hilligenlei habe ich, wie der Reichsbote nicht müde wird zu erzählen, gelobt. Nun schreiben die Leser des Reichsboten an unsern Verlag und wollen meinen Artikel über Hilligenlei haben! Vielleicht werde ich noch darüber schreiben, aber vorläufig habe ich nur gemahnt, man solle sich das Buch durch die maßlosen Gerichtsurteile, die darüber gefällt werden, nicht verekeln lassen. Ich habe das getan unter dem Eindruck der Bartelsschen Besprechung im Kunstwart, die ich bedaure und ebenso ihre Aufnahme in den Kunstwart. — Zu Hilligenlei kommen zwei Aufsätze in Nr. 9 und 10, dann wollen wir die Diskussion darüber vorläufig wieder schließen. R

Quittung

Fortsetzung zu Nr. 7

Für das notwendige Liebeswerk: je 5 Mk. von B, Eckelshausen; F K, Charlottenburg; 4,25 von H G Sch, Schw. Gmünd; je 3 von K, Herzfelde; A, Fürstenau; aus der Gemeinde Rüttenscheid; W E Sch, Prag; 2 von C M, Freiburg; 1 von M, Ems.

Für den denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier in Alten bei Dessau ein: je 10 Mk. von den Freunden der Christlichen Welt in Plauen; K, Oechlitz; 5 von K, Berstadt; je 3 von B, Helmstedt, K, Cannstatt. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Donnerstag 8. März 8 Uhr im Deutschen Kaiser: Das ethische Problem in Hilligenlei (Pastor Eger).
Dresden. Mittwoch 28. Februar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Ueber verschiedene Methoden der Schriftbetrachtung (Kautzsch).
Marburg. Mittwoch 28. Februar $8^1/_2$ Uhr im Ritter: Der Religionsunterricht unsrer Kinder.
Stuttgart. Montag 12. März 7 Uhr Herzog Christoph: Der Prophet Jeremias (Stadtpfarrer Lamparter-Gmünd).

Meine Verlobung mit Fräulein **Else Wagner,** Tochter des Herrn Geh. Hofrat Paul Wagner und seiner Frau Helene geb. Francke in Darmstadt, beehre ich mich anzuzeigen.

Lic. Emil Fuchs Pfarrer

Rüsselsheim am Main, im Februar 1906

Cand. theol.

mit mehrjähriger Erfahrung als Erzieher sucht vom 1. April bis 1. Oktober **Hauslehrerstelle** oder sonstige Stellung, die Zeit zum Arbeiten läßt. Anfragen unter **H. S.** durch die Exp. erbeten.

Für einen 23 jährigen **Kaufmann** aus guter Familie wird Aufenthalt bei einem Arzt oder liberalen Geistlichen gesucht. Angebote unter **B W** an den Verlag.

Heute, Sonntag, wurde uns ein gesunder **Knabe** geschenkt.

Hötensleben, den 11. Februar 1906

Pastor **Haeselich** und Frau **Amalie** geb. **Ebmeyer.**

Zu **Ostern** wird durch meine Vermittlung ein **Hauslehrer** gesucht für 2 Knaben (Pensum der Unterklassen einer Realschule). Gehalt 700 Mk. bei freier Station.

Varel i. Oldenburg

Gießelmann, Pfarrer

Mädchen

aus **Böhmen,** tschechisch, 17 Jahre alt, mit Bürgerschule, bittet ohne auf Lohn zu reflektieren um **Dienststelle** in einem **Pfarrhaus,** um Deutsch zu erlernen. Angebote unter **B. K.** an den Verlag erbeten.

Besetzung einer Predigerstelle

An der unter unserem Patronat stehenden **St. Katharinen-Kirche** hierselbst wird die Stelle des Diakonus (dritten Geistlichen) und Kompastors der Filialkirchen Wust und Prützke durch Versetzung des bisherigen Inhabers zum 1. April 1906 frei.

Die Stelle gehört zu Klasse I des § 8 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Freie Dienstwohnung ist mit der Stelle verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf bis zum 1. März d. Js. bei uns einreichen.

Brandenburg a. H., den 6. Februar 1906.

Der Magistrat

Besetzung einer Oberpfarrstelle

An der unter unserem Patronat stehenden **St. Gotthardt-Kirche** hierselbst wird die Stelle des Oberpfarrers durch Versetzung des bisherigen Inhabers voraussichtlich zum 1. April d. Js. frei.

Die Stelle gehört zu Klasse II des § 8 des Pfarrbesoldungsgesetzes vom 2. Juli 1898. Freie Dienstwohnung (10 heizbare Räume nebst Zubehör und Garten) ist mit der Stelle verbunden.

Bewerber wollen ihre Zeugnisse nebst Lebenslauf schleunigst, spätestens bis zum 5. März d. Js., bei uns einreichen.

Brandenburg a. H., den 10. Februar 1906.

Der Magistrat

Marseille

Die Stelle des **Seemannspastors** und **Vikars** der deutschen evangelischen Gemeinde ist auf 1. April d. J. zu besetzen. Gehalt 200 frs. monatlich. Bewerbungen an Herrn Pfarrer **P. Walter, rue Puget 10, Marseille.**

Alkohol-Entziehungskuren

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch** a. Bober, Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith,** Rittergutsbesitzer.

Institut Scheu-Hörttrich

Bensheim, Bergstr.

Zu Ostern finden noch einige **junge Mädchen** zur gründlichen Erlernung in Küche, Haushalt und Handarbeit freundliche Aufnahme. Auf Wunsch Wissenschaften, fremde Sprachen und Musik.

Beste Referenzen. Näheres und Prospekt durch

die Vorsteherin.

Dampfmolkerei Emlichheim i. Hann.

9 Pfd. feinste Molkereibutter franko Haus Mk. 11.40

Weibliche soziale Hilfsarbeit

Casseler Kurse zur Einführung in Theorie und Praxis der **sozial-pädagogischen Hilfsarbeit.** Näheres s. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar" von Hanna Mecke.

Das Kuratorium

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

Organ des Allgem. Evang. Protest. Missionsvereins

Herausgeber: Prediger D. Kind, Berlin

Verlag: Evangelischer Verlag, Heidelberg

5 Mark der Jahrgang, monatlich ein Heft

Heft 1: Die Bedeutung der Religionsgeschichte in der Gegenwart. Von Professor D. Otto Pfleiderer — Bericht des Missionars Pfarrer Schiller in Kyoto — Fortschritte der ärztlichen Mission im Jahre 1905. Von Dr. Fobbe — Erklärung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt aus Anlaß der Bremer kontinentalen Missionskonferenz — Die evangelische und die katholische Mission in den deutschen Kolonien.

Nur acht Tage gültig! Umsonst

erhält jeder, dem unsere Ware bisher noch nicht bekannt ist, 1 Probestück prima Nickel-Uhrkette Nr. 680 mit Glaube-Liebe-Hoffnung-Schieber, wie Zeichnung, zur Ueberzeugung der Qualität unserer Ware, wer Mk. 1.20 f. Porto u. Verpackung einsendet. Reeller Wert mehr wie doppelt. Als Probe versenden wir jedoch nur 1 Stück.

Pracht-Katalog enthält grosse Auswahl in Herrenketten, Damen-Uhr- und Halsketten, Broschen, Ringen, Taschenuhren, Regulateure, Wecker, Portemonnaies, Pfeifen, Spazierstöcke, Fernrohre, Feldstecher, Schuss- u. Stichwaffen, Wagen, Sensen, Reben- od. Gartenscheren, Gärtnermesser, Brot-, Schlacht-, Gemüse-, Hack- u. Wiegemesser, Taschenmesser, Rasiermesser, Tafelmesser u. Gabeln, Damen-, Haar- u. Schneiderscheren, Haarmaschinen, Rasierutensilien, Musikinstrumente, Schmuck- und Haushaltungsartikel, Kinderspielwaren u. Christbaumschmuck etc. **Neuheiten in Handwerkerketten** versenden wir gratis und franko ohne Kaufzwang

Versandhaus Gebrüder Bell, Gräfrath b. Solingen

Stahlwarenfabrik. Gegründet 1876.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Lebensfragen Schriften und Reden
Herausgeber: H. Weinel
a. o. Prof. der Theologie in Jena

Erlösung. Von R. Herrmann, Pfarrer in Oberweid. 1905. 50 Pfg.

Eine
Massenwirkung
wie wenig geistliche Redner übte **John Wesley** aus. — **Predigt der Kirche VI. Bd. 6** bringt Biographie und Predigtauswahl. Preis 1,50. **C. Ludwig Ungelenk, Verlag, Dresden A.**

Macht auf das Tor!

Wer ein Kind lieb hat und wer sich selbst eine Quelle kindhafter und herzlicher Freude erschliessen will, der gehe nicht achtlos an einem Buche vorüber, das, bei Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf erschienen, in den gutgeleiteten Buchhandlungen zur Ansicht ausliegt: „Macht auf das Tor! Macht auf das Tor!“ Sammlung von über 500 alten deutschen Kinderliedern mit 110 Melodien. Das Buch will den Müttern und durch sie den Kindern dienen. Nicht minder aber „grossen Leuten“, die einfältigen Herzens sind. Die köstlichsten der alten, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten, Kinderlieder, Reime, Scherze und Singspiele sind hier zusammengestellt. Ausstattung, Umfang und die Beigabe der Melodien machen das Buch fast zu einem kleinen „Wunder der Billigkeit“.

Alte deutsche Kinderlieder: 1.80 Mk.

Soeben: Fünfzehntes Tausend!

* **Junge, gebildete Mädchen** * *
werden von dem Frankfurter Schwestern-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.** Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes“ in Frankfurt am Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstraße) zu erhalten.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Die Religion des Alten Testaments
unter den
Religionen des vorderen Orients
Von
D. Karl Marti
o. Professor der Theologie an der Universität Bern
Lex. 8. 1906. M. 2.—. Gebunden M. 3.—.

Sammlung ausgewählter kirchen- und dogmengeschichtlicher Quellenschriften als Grundlage für Seminarübungen herausgegeben unter Leitung von Professor D. G. Krüger
Zweite Reihe Siebentes Heft
Quellen
zur
Geschichte des Pelagianischen Streites
Herausgegeben von
Lic. A. Bruckner
Pfarrer in Bremgarten bei Zürich
8. 1906. M. 1.80. Gebunden M. 2.30.

Die dogmatische Behandlung der Tauflehre
in der modernen positiven Theologie
Von
Lic. theol. **Otto Scheel**
Professor an der Universität Kiel
Zum Teil Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ Jahrgang 1905
8. 1906. M. 4.50.

Der gegenwärtige Stand der neutestamentlichen Exegese
in seiner Bedeutung für die praktische Auslegung
Von
D. **Ernst von Dobschütz**
Professor in Straßburg
Separatabdruck aus der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ 1906
8. 1906. M. —.60.

Der Einfluß der gesellschaftlichen Zustände auf das kirchliche Leben
Von
D. **Paul Drews**
Professor der Theologie in Gießen
Separatabdruck aus der „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ 1906
8. 1906. M. —.60.

Die Lehrverpflichtung
in der evangelischen Kirche Deutschlands
Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtung in der deutschen evang. Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz.
Herausgegeben von
Hermann Mulert
Zweite Ausgabe (mit einem Nachtrag)
8. 1906. M. 1.—.

Nach dem übereinstimmenden Urteile der Presse hat der Herr Verfasser seine Aufgabe äußerst glücklich gelöst. Die neue Ausgabe ist mit Nachträgen versehen, welche das Bild der geltenden Lehrverpflichtung ergänzen und berichtigen. Kurze Mitteilungen über die Lehrprozesse der letzten Zeit, bezw. über die Maßregeln, welche gegen einige Geistliche ergriffen wurden, die unzulässiger Lehre beschuldigt waren, sind angefügt.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg